



Alt Livland

Heitere Bilder aus
dem Baltikum

von

Eva Gaehdgens

Alt-Livland

Heitere Bilder aus dem Baltikum



Alt-Livland

Heitere Bilder aus dem Baltikum

Von

Eva Gaetgens

4. und 5. Tausend



Hamburg

Agentur des Rauhen Hauses

Est-A

13107



Vertriebt 1918 by
Agentur des Rauben Hauses,
Hamburg

1918

Druck der Druckerei-Gesellschaft Hartung & Co. m. b. H., Hamburg

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Osterzeit	9
2. Auf dem Schnepfenstand	18
3. Eine Bauernhochzeit	25
4. Frühling auf dem Viehhof	32
5. Krebspartie	39
6. Unsere Spiele	46
7. Picknick	54
8. Mary und July	62
9. Silberhochzeit auf dem Lande	71
10. Die Nachfeier	80
11. Wir sorgen für den Winter	88
12. Kartoffelernte.	95
13. Spätherbst	104
14. Mancherlei Fahrten in Livland	113
15. Weihnachtszeit	123
16. Winterferien	133
17. Ostern auf dem Lande.. . . .	143
18. Johanni	153
19. Jahrmarkt in der Stadt	160
20. Unsere Freundschaft.	171
21. Mainacht	179
22. Synode in Wenden	188
23. Unser Feriensommer.	200
24. Kommerz	210
25. Unser Sonnabend	223

Einführung.

Alles Guten, alles Schönen,
Reiche, sel'ge Heimat du!

Das Haus steht in der Ebene, in einer flachen, unschönen Gegend. Tageweite Forste, unerforscht, undurchdringlich, unzugängliche Sümpfe umgeben es. Ein Junggeselle, der leidenschaftlicher Jäger war, baute es. Er dachte es für seine Jagdgesellschaften, geräumig, großzügig. Der zweistöckige Bau hat Schweizerstil, unten rote Ziegeln, oben graues Holz mit weißem Schnitzwerk, weißen Balkonen. Das Dach ist schwarz geteert. Die Räume darin sind alles Säle. Breite Wendeltreppen führen in den Oberstock, die klingen, wenn man sie tritt. Oben ist es fast unheimlich. Lange, dämmernde Korridore, klirrende Glastüren, dunkle Ecken leiten zu den Zimmern, die regellos, fast überraschend angelegt sind. In den Giebeln sitzen zwei Böden, das Paradies der Kinder. Zu den Kellern steigt man schlüpfrige steinerne Stufen hinab. Ewige Finsternis herrscht unten. Es hallt, wenn man spricht.

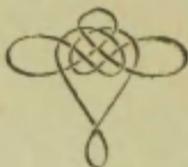
Die nächste Umgebung des Hauses ist hübsch. Zwei Gärten schließen es ein, dazwischen ein Teich mit Hängeweiden, mit stillen Schilfbuchten. Uralte Birken schmücken sich alljährlich mit duftendem Grün. Die Linden, die Eschen dazwischen sind Gäste. Man räumt ihnen ohne weiteres die

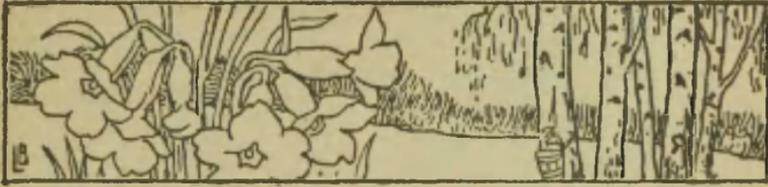
besten Plätze ein. Üppig prangende Buschrosen, wuchernder Flieder schließen den Blick von den Hofgebäuden ab. Dazwischen laufen die Landstraßen in die Felder. Vor dem Walde lagern die grünen Wiesen mit dem Bach.

Mein Vater hat dieses Gut „in Urrende“, wie man in Livland sagt. Er bewohnt es mit Frau und acht Kindern. Bei solch stattlicher Zahl ist fast jedes Lebensalter vertreten. Das Erleben reißt das runde Jahr nicht ab. Meine Erinnerung hat es bewahrt. Die Szenen gehören einer vergangenen Zeit an, vor dreißig, zwanzig Jahren, als Livland dem sorglos spielenden Kinde gleich, das mit jedermann gut Freund ist. Damals gab es keinen Druck von oben, keine Feindschaft nach unten.

Es war die gute, alte Zeit!

Und so lief sie durch die Tage.





1. Osterzeit.

Der Winter ist vorüber. Warm leuchtet die Sonne. Die Schneedecke draußen wirft ihr den Glanz nicht mehr in allen Farben schimmernd zurück. Bläß scheint sie, als hätte die Zeit mit scharfen Zähnen an ihr genagt. In den Gräben gurgelt, in den Feldern rieselt es. Schon haben wir Kinder am Bach festgestellt, daß er wieder fließt. Wie Beil und Spaten ziehen wir täglich aus und helfen dem Frühling. Wir hacken und graben, wir leiten das Schmelzwasser. Als Erste bringen wir eines Tages die Nachricht: die Lerche ist da!

Was Füße hat, eilt hinaus, sie zu hören. Der erste schneefreie Rasenleck lugt hervor. Einem mageren, nassen Hühnchen gleicht er, das die Schale eben sprengte. In goldgelbem Flaum wird das Hühnchen in wenig Stunden prangen, der Rasen in wenig Wochen in frischem Grün.

Das Haus stand die langen Wintermonate geduckt, gebeugt von der Schneelast. Nun blickt es frei. Es dehnt sich. Hier und da öffnet sich ein Fenster der Sonne. Drunten bei den Birken tropft es klingend. Die Baumriesen sind angezapft. Die Rinne ist aus Lindenholz

geschnitzt. Draus träufelt der klare, süße Birkenensaft in den Eimer und labt den Durstigen. An heißen Sommertagen wird er im Glas schäumen.

Die Landstraßen sind schlimm in dieser Zeit. Morgens zieht der Frost die Lachen zusammen. Mittags spiegelt die Sonne sich darin. Rad und Pferdehufe versinken erbarmungslos. Die kleinen Wiesenbäche recken sich neugierig. Sie werfen die letzte Eisfessel ab, lügen übers Ufer und überschwemmen Weg und Wiese. Wer es kann, meidet das Fahren.

Aber wer kann es, wenn Ostern nah ist, wenn das winterleere Haus sich füllen soll mit schulpflichtigen Kindern aus der Stadt, Söhnen von der Universität, mit jungen Freunden und Freundinnen des Hauses? Gestern abend sind sie angekommen. Es hat Überschwemmung und Wagendefekt gegeben, eine schauerhafte Fahrt. Mit Rennerblicken stehen wir Kinder vor dem Stall und mustern die leeren Wagen. Bis zur Achse ist der Schmutz gegangen. Das Schutzleder gleicht mit seinen dichten Spritzern den gesprenkelten Blusen, die unsere Dienstmädchen tragen. Im stillen stellen wir fest, daß die Fahrt abenteuerlich, einfach wundervoll gewesen sein muß.

Wir haben die Ankommenden nicht begrüßt. Es wurde spät. Wir hatten die Absicht, sie desto zärtlicher zu wecken. Es ist Palmsonntag. Jeder von uns hat ein Bünd Weidenkätzchen irgendwo an verschwiegener Stelle verborgen. Da trifft uns in aller Frühe das mitleidslose Gebot: Keiner darf geweckt werden. Die so spät zu Ruhe Bekommenen sollen sich ausschlafen.

Die Enttäuschung ist groß. Aber der weitere Morgen zerstreut unsern Unmut. Einer nach dem andern erscheint am Kaffeetisch, voller Erlebnisse aus der Vergangenheit, voller Pläne für die Zukunft. Und die Gegenwart in Gestalt immer neugefüllter Brotteller, einer unerschöpflichen Kaffeekanne ist zu heiter für Rachegedanken.

Montag geht es auf die Wanderschaft. Trotz eifrigen Sammelns hat meine Mutter nicht genug Eier zum Osterfest. Die Jugend macht sich in die umliegenden Bauernhöfe zum Eierkauf auf. Ein fröhlicher junger Kurländer ist die Seele des Ganzen. Wie ein frischer Wind stürmt er in die winterheißen, rauchgeschwärzten Bauernstuben: „Mütterchen, wo hältst du deine fleißigen Hühner? Wir brauchen Eier. Viele Eier brauchen wir.“

Die Wirtin lacht. Sie schüttelt den Kopf. Der Winter ist kalt gewesen. Die Hühner legen nicht.

„Kalt?“ Der Jüngling schlägt sich an die Brust. „Wo die Hühner den besten Platz in der Stube haben? Goldne Mutter, du bist spaßhaft. Eine gute Hausfrau hat immer Eier im Vorrat.“ Er schließt unter dem Gelächter der Hausbewohner die Vorratskammer auf, zieht umständlich die Holzlade unter dem Bett vor, durchstöbert den Stall mit seinen verwundert blickenden Rühen und Schafen und steigt auf den Heuboden. Unterdessen liegen bereits zehn Eier im mitgebrachten Korbe. Die Wirtin hat sie „gefunden.“

Im nächsten Ort läuft die Sache weiter. Da die Suppe auf dem Tisch steht, setzt sich der Kurländer dazu.

Er greift mit dem Löffel in die Schüssel. Ungelegentlich fragt er nach den Kindern, ob der Jahn gut lernt, ob Krisch es gut hat bei den Soldaten, ob Lise nächstes Jahr auf Hütung geht. Die Bauern kommen aus dem Lachen nicht heraus. Der lustige Jungherr macht reiche Beute. Meine Mutter zu Hause hat ihre Freude dran. —

Die stille Woche bleibt es bei uns still. So ist es Brauch in Livland. Wochen vor Ostern beten wir Kinder, daß das schlechte Wetter, welches eine der zwei Ferienwochen unfehlbar bringt, auf die stille Woche fällt. Man kann auch bei Regenwetter still sein.

Ostersonnabend ist ein heißer Schaffenstag. Es wird gebacken, daß die Öfen knacken. Was uns näher angeht, ist das Eierfärben. Der Tisch in der Küche ist dick mit Papier belegt. Drauf steht der Korb mit Eiern und alles, was färben soll. Eierfarben kennt man noch nicht. Man schafft sie sich selbst: Zwiebelschalen, Zeugfasern, bunte Bandreste, Kaffeesatz. Von Farbhölzern Fernambuco und Cochenille, sparsam zu brauchen. Zum Schluß ein Tupf aus der Anilinflasche, rot, grün, lila. Am Herd wartet der bauchige Kessel. Die Arbeiter mögen kommen.

Und sie kommen! Wie Sturmwind fegen sie in die Küche. Der junge Kurländer voran. Er muß eine Schürze haben. Ohne Schürze tut er es nicht. Er ruht nicht, bis er in der Köchin großer Küchenschürze am Tisch sitzt. Um ihn her die eifrigen Eierfärber, Kinder und Erwachsene. Ein Bett aus Zwiebelschalen, ein Kleck Farbe, etwas von diesem, eine Messerspitze von jenem. Kunstvoll wird das Ei gebunden. Jeder hat sein besonderes Meisterzeichen.

Meine älteste Schwester hat die Oberaufsicht. Glührot waltet sie am Herde. Der Dampf steigt! Es riecht nach Essig, nach Farbe.

Mitten aus der Arbeit schlüpft der Kurländer in die Backstube nebenan. Dort erhebt sich ein Gelächter. Beladen kehrt er zurück. Die Rümmelkuchen waren eben aus dem Ofen gekommen. „Noch glutheiß, wie ungesund!“ warnt jemand. Aber lachend steckt jeder von dem frischen Gebäck in den Mund.

Da! Ein Ruf vom Herde! Der Kessel kommt vom Feuer. Die weißen Läppchen sind bunt geworden. Bunt ist auch die kochende Brühe. Ein buntes Ei nach dem andern schält sich hervor, wird von dem Besitzer mit Sachkenntnis geprüft und auf die Schüssel getan. Die fertigen Eier tragen die Brüder im Triumph ins Speisezimmer. Die Kinder dürfen sich ihr Teil auswählen, viel wird verschenkt. Von dem reichlichen Rest steht täglich ein Teller auf dem Frühstückstisch, der Abendtafel. An den Ostagtagen wird die Mahlzeit damit eingeleitet. „Picks—picks!“ schlagen die Eier aufeinander. Wessen Ei zerbricht, der hat verloren.

Den ersten Feiertag nach Mittag sammelt sich Groß und Klein im Saal. Aus einem Backbrett, aus Decken und Tüchern ist eine kunstvolle Rutschbahn hergestellt, auf der die bunten Eier munter abwärts kollern.

„Der Älteste beginnt“, sagt mein Vater. Er wählt bedächtig, mißt mit scharfem Auge die Entfernung, setzt an und läßt los. Da! So recht in der Mitte bleibt das Ei stehen.

Und nun kollern, gleiten, holpern die farbigen Eier auf die Bahn. Es gibt Lob und fröhlichen Zuruf für den Geschickten, Spott und Lachen für den Verlierenden. Die Gemüter erhitzen sich während des Spiels.

„Du schiebst! Ich habe es deutlich gesehen.“

„Als ob Schieben trifft.“

„Gewiß doch! Du nahmst mein Ei.“

„Das war Glück.“

„Mit solchem Glück hole ich mir alle Eier von der Bahn.“

Der Rurländer jedenfalls hat kein Glück. Er ereifert sich, er droht, er weint, er spricht gräßliche Beschwörungen über sein Ei, über die Eier alle, über die Eierbahn aus. Vergebens. Ein unbarmherziges Geschick raubt ihm seinen ganzen Eiervorrat. Wie Marius auf den Trümmern von Karthago, hockt er schließlich weltenschmerzlich am Boden. Mit stummen, aber doch sprechenden Armbewegungen scheucht er die heranrollenden feindlichen Eier.

Nach Schluß des bewegten Spiels zählen wir Kinder „die Häupter unserer Lieben“. Je nach dem Bestande beschließen wir ingrimmig, den zweiten Feiertag zu fasten, oder aber die tägliche Ration zu erhöhen.

Der zweite Ostertag fällt auf den ersten April. Die Schwestern haben einen Scherz vor. Nikanor ist mit im Bunde. Nikanor ist unser langjähriger Diener. Sozusagen „Mädchen für alles.“ Seine Kellnerpflichten besorgt er flink und geschickt. Nebenbei ist er Freund und Vertrauter der Brüder, Erzieher der Kinder. Wenn die

Eltern ausfahren, hat er das Amt der Schlüssel. Für einen Scherz hat er weitgehendes Verständniß und spielt uns abends bereitwillig auf seiner Harmonika zum Tanz auf.

Ein beliebtes Essen in Livland sind die kleinen Pasteten, Piroggen genannt. Man füllt sie mit Fleisch, mit Speck und Rosinen und reicht sie warm. Diesmal steht Nikanor mit der Schüssel wie ein Bild von Stein. Wir setzen uns. Er macht seine Runde. Kaum aber hat einer der Brüder in das warme Gebäck hineingebissen, geht ein Husten und Niesen an. „Na nu! Pfeffer!“ ruft er halb erstickt und stürzt an die Wasserkaraffe. Der Kurländer ist stumm. Man sollte sagen, er sei verlegen. Er hat eine Pirogge im Munde, von der er sich, allem Anschein nach, nicht trennen kann. Er zieht, er zerrt. Die Pirogge gibt nicht nach. Nikanor an der Thür, die jungen Mädchen sticken innerlich vor Heiterkeit. Nun aber hält der Kurländer sich nicht länger. „Zum Henker, was esse ich da!“ Er entledigt sich der verheerten Pirogge. Der ganze Tisch stimmt ein Gelächter an. „April! April!“ rufen wir jubelnd. In der Pirogge steckt ein Bausch Heide.

Wir Kinder geben uns mit diesem Scherz nicht zufrieden. Wir schleichen uns ins Schlafzimmer der Brüder. Die Ärmel ihrer Nachthemden werden zugenäht. Unter das Bettuch streuen wir Erbsen. Der Kurländer bekommt einen nassen Schwamm ans Fußende. Mit klopfenden Herzen horchen wir abends.

Aber kein Schrei tönt, kein ärgerlicher Ruf. Es wird laut gesprochen. Jetzt lacht es schallend. „Kinder,“ klingt es, noch immer lachend, „wenn ihr nochmal ersten April

macht, vergesst die Erbsen auf dem Tisch nicht. Die weitere Bescherung ist dann nicht schwer zu entdecken.“ —

Draußen im Hof zwischen zwei Bäumen schwingt die Osterschaukel. Den ganzen Tag sitzen wir darin. Nachmittags kommen die Großen dazu. Die jungen Mädchen stellen sich aufrecht auf das Sitzbrett. Zwei Herren zu beiden Seiten. Hoch fliegt man in die noch kahlen Zweige. Wer nicht schwindelfrei ist, läßt es bleiben.

Hat die Osterwoche Sonnenschein, machen wir den ersten Waldspaziergang. Es geht nach „Thüringen“. Es ist dies ein mit niedrigen Kiefern bestandener Hügel, von dem der Blick auf einen Waldsee fällt. Tatsache ist, daß jeder neue Besucher in Erstaunen gerät. Ob über unsere bescheidenen Ansprüche, was landschaftliche Schönheit anbetrifft, weiß ich nicht. Uns erscheint Thüringen von großem Liebreiz.

Wiese und Weg sind nicht einwandfrei. Aber der Waldboden ist trocken. Wir lagern uns. Meine Schwester hat in weitem Beutel Ostergebäck mit und teilt freigebig aus. Vor dem Aufbruch leisten wir dem Winter den letzten Tribut. Die letzte Schneeballschlacht wird geschlagen. Wo der magere Schnee nicht reicht, darf auch ein Tannzapfen mit unterlaufen.

Mit dem letzten Ferientag scheidet die Jugend. Es wird still im Hause. Nicht absolut still. Wir Kinder sind da.

Draußen aber wächst der Frühling. Er naht schrittweise, um plötzlich vorzuspringen. Nicht allmählich schmückt er

Baum und Strauch. Er kehrt den Korb um und schüttet ihn aus. Die Gärten prangen! Flieder, Faulbaum, Pfingstrosen blühen. Aus sprießenden Feldern steigt jubelnd die Lerche.





2. Auf dem Schnepfenstand.

Es ist Osterzeit. Wir haben das Haus voller Gäste. Der Himmel ist grau. Die Wolken hängen tief, als wollten sie sich auf der Wiese lagern. Sachte fallen Regentropfen. Die Luft ist frühlingstweich.

Mein Bruder steht am Fenster und sieht nach dem Walde hin. „Heute ziehen die Schnepfen,“ sagt er. Er ist leidenschaftlicher Jäger.

„Die Schnepfen? O, wir wollen auf den Schnepfenstand,“ greift eine Stimme auf.

„Es regnet!“

„Die paar Tropfen! Das macht die Situation erst interessant.“

Gesagt, getan! Wir haben zwei Jäger in der Gesellschaft, die rüsten sich begeistert. Die Liebhaber hüllen sich in Regenmäntel.

„Die Regenschirme laßt zu Hause. Ihr schreckt damit die Schnepfen.“

„Ein Tuch tut es auch.“

Das Wort „Pfefferkuchen“ fällt.

„Sollen wir welche mitnehmen?“ — „Es ißt sich gu

im Gehen.“ — „Sprechen darf man nicht auf dem Schnepfenstand, dann knabbert man wenigstens.“ — „Bloß nicht hörbar.“

Unter Scherz und Lachen ziehen wir vor's Haus. Eine außergewöhnliche Jagdgesellschaft! Mein Bruder übernimmt die Führung. Es ist ihm todernst.

Es geht über die feuchte Koppel. „Tanzschuhe sind hier nicht am Platz,“ meint ein Herr, der in eine versteckte Lache getreten ist.

„Ich denke, wir gehen auf den Schnepfenstand, nicht zum Tanzboden,“ wirft mein Bruder bissig zurück. Wir lachen. Mein Bruder ist der gutmütigste Mensch unter der Sonne, aber seine Reden sind kräftig.

Auf der Wiese wird das Gehen schlimmer. Vor einer Woche stand sie unter Wasser. Der Fußpfad schwankt, so vollgesogen ist er.

„Meine Füße sind naß,“ flüstert es.

„Das gehört unbedingt zum Schnepfenstand,“ tröstet eine Eingeweichte.

„Nur ruhig, Kinder! Es wird schon schief gehn,“ trällert ein junger Freund unseres Hauses.

„Könnt ihr buchstäblich nicht schweigen?“ schnaubt es an der Spitze des Zuges.

„Wir bereiten uns dazu vor,“ entschuldigt der Herr mit dem nassen Fuß. Er ist bekannt als Feind aller nicht durchaus trockenen Ausflüge.

Um die erregten Gemüter zu besänftigen, verteilt meine Schwester Pfeffertuchen. Fast liebevoll schiebt sie sie in die Hand, im Rücken meines Bruders. Schweigend, unter

mühsam unterdrücktem Knabbern und Knuspern, treten wir unsern nassen Weg.

Da sperrt ihn ein Bach.

Ein schmales Brett liegt quer darüber.

Der Herr mit dem nassen Fuß wird blaß. Solche Übergänge sind sein Tod. „Ich täte denn doch besser umzukehren,“ sagt er wie im Selbstgespräch, „mein nasser Fuß bringt mir morgen den schönsten Schnupfen.“

„Bewahre!“ Wir umringen ihn. „Mitgegangen, mitgehangen.“

Wortlos geht mein Bruder über das Brett. „Kommt ihr?“

Die Geschicktesten drängen vor. Unter den Letzten erhebt sich ein freundliches Zureden, ein kaum gedämpftes Lachen. Ein Schrei schallt.

„Liegt jemand im Bach?“

„Beinah! Das Brett ist wie geölt.“

Ungefährdet kommen alle hinüber. Sogar der Herr mit dem nassen Fuß ist drüben. Krumm herum erkundigt er sich danach, ob dies der einzige Weg nach dem Schnepfenstand ist. Zum zweiten Male fordert er das Schicksal nicht heraus.

Bald ist die Wiese überwunden. Ein Stück Weg nimmt die Wandernden auf. Auf einer Waldblöße halten wir. Niedriges Buschwerk säumt sie.

„Hier ist der Platz,“ spricht mein Bruder, „verteilt euch in Gruppen zu zwei und drei. Und wie gesagt...“

„Haltet das Maul,“ ergänzt der Freund unseres Hauses.

Wir lachen alle. Es soll das letztemal sein.

„Der Busch hier deckt vor dem Regen,“ flüstert es.

„Da stell ich mich dazu.“

„Und wo kommen die Schnepfen heraus?“ Eine Cousine tut die Frage. Sie hat ihr Leben in der Stadt verbracht und bringt dem Lande große Liebe, aber das naivste Unverständnis entgegen.

„Herüber, willst du sagen,“ verbessert meine Schwester, „die Schnepfen ziehen am Himmel.“

„Am Himmel? Ich meinte, sie liefen aus dem Busch?“

„Das sind Rebhühner.“

„Wie sollen wir die Schnepfen hoch am Himmel sehen?“

„Du wirst sie hören,“ tönt meines Bruders strenge Stimme.

Meine Cousine schlägt sich auf den Mund.

Still wird es aber nicht. Gedämpftes Sprechen, ein Knistern der Büsche, unterdrücktes Gelächter hängt in der Luft. Meine Schwester schleicht von Gruppe zu Gruppe und schenkt Pfeffertuchen. „Wie herrlich!“ — „Mir noch einen. Dieser ist hart. Er knackt, wenn ich ihn esse.“ — „Still, Kinder, bloß still.“ —

In ihrer Kurzsichtigkeit stößt meine Schwester auf den Bruder. „Laß mich zufrieden mit dem Zeug. Ich bin gekommen, Schnepfen zu schießen,“ grollt es.

Meine Schwester taucht eilfertig in die Dämmerung zurück.

Dieser im Busch bricht ein Ast. Ein lauter Schrei. Dann ein dumpfer Fall.

Mein Bruder hält sich nicht mehr. „Das warst du, Hans!“ schreit er.

„Ja, ich stolperte in der Dunkelheit.“

„Warum kriechst du dahin, wo es dunkel ist!“

„Dunkel ist es überall.“

Mein Bruder ballt die Fäuste. „Und ein Wetter, wie geschaffen zum Schnepfenstrich. Aber natürlich, wenn ihr Volksfest haltet mit Geschrei und Tanz, können sie nicht kommen.“

Wir sind gekränkt. Stockstill stehen wir und atmen kaum
„Horch! Ist das eine Schnepfe?“ Meine Cousine fragt es.

„Ein Hund bellt im Gesinde“, sagt mein Bruder trocken.

„Aber nein, den meine ich nicht! Es ist ein Vogelschrei.“

„Bloß der verkehrte Vogel. Ein Hahn kräht in der Ferne.“

Wieder verstummen wir. Und stehen. Und horchen.

„Wie schön könnten sie ziehen“, sagt der andere Jäger, „ich sehe sie geradezu, eine hinter der andern, mit tiefem, langsamem Flug.“ —

Ich stehe bei meinem Bruder. Es ist mein Lieblingsbruder. Ich kenne sein goldenes Herz unter der rauhen Schale. Er tut mir leid. Der heiteren, schwatzluftigen Gesellschaft zürne ich.

„Wie sie plappern“, sagt er. „Es ist Hans, das alte Waschweib. Ich kenne seine Stimme.“

Das Urtheil ist hart. Meine Sympathie springt um. Hans ist ein fröhlicher Gesellschafter. Es macht ihm Spaß, zu reden. Jäger ist er nicht. Ich mache die Beobachtung, daß der Standpunkt die Beleuchtung gibt, die einen zum Waschweib oder zum beliebten Plauderer macht.

Plötzlich ein schnalzender Laut!

Alles erstirbt in totenhaftem Schweigen. Sogar Hans hat die Sprache verloren.

„Viel zu hoch,“ sagt seufzend mein Bruder. Er ist milde geworden.

„Jetzt werden sie kommen,“ jubelt der andere Jäger.

Wie undeutliche Schemen stehen wir im Busch, an den Boden gewachsen — und warten.

Aber es bleibt bei der einen Schnepfe.

Die andern kommen nicht. Sie wollen nicht kommen.

„Es ist unnütz, länger zu bleiben,“ sagt mein Bruder schroff. Er wirft die Flinte auf den Rücken. „Das nächste Mal geh ich allein auf den Schnepfenstand.“

Im Busch wird es lebendig. Alle finden wir unsere Stimmen und schreien durcheinander. „Gewiß, wir hatten nicht die Schuld!“ — „Steif bin ich vom Stehen. Ist das der Dank?“ — „Sieh den Pfefferkuchen in meiner Hand. Aus Rücksicht für die Schnepfen aß ich ihn nicht.“

Mein Bruder lacht in sich hinein. Unter ungehindertem Geplauder tapen wir über die Wiese. Beim Bach fehlt uns ein teures Haupt. Der Herr mit dem nassen Fuß ist fort.

„Wer sah ihn zuletzt?“

„Im Busch sprach er am lautesten.“

„Um so stiller ist er seines Weges gegangen.“ —

Wir treten in das erleuchtete Haus. „Habt ihr Glück gehabt?“, fragt meine Mutter.

„Es war reizend,“ versichert meine Cousine.

„Wieviel Schnepfen?“

„Schnepfen bloß eine.“

„Und wer schoß sie?“

„Sie zieht ungekränkt ihre Bahn,“ sagt mein Bruder
bissig. „Das kommt davon, wenn man mit Weibern auf
den Schnepfenstand geht.“





3. Eine Bauernhochzeit.

Wir Kinder haben es schon am Dienstag gewußt, daß Minna Sonntag Hochzeit hat. „Morgen kommen sie dich einladen, Mama“, erzählen wir freudestrahlend. „Du sollst sie zur Kirche fahren. Du sagst ‚ja‘, Mama, nicht? Du sagst bestimmt ‚ja‘?“

Mittwoch, um zehn Uhr vormittags, stellen Minnas Eltern sich ein. Der Vater im selbstgewirkten Rock. Klappern doch den Winter über die Webstühle in den Bauernstuben. Wir setzen uns gern davor, lassen das Schiffchen durch die straff gespannten Fäden fliegen und ziehen energisch den Ramm an. Minnas Mutter hat ein Bündel im Arm.

Es sind nicht Gesindewirte, die Besitzenden des Landes. Minnas Vater ist Halbkörner. Er bearbeitet das Land des Gutes mit eigenen Leuten, eigenem Inventar. Dafür ist die Hälfte des Ertrages sein.

Troßdem dürfen sie es wagen, meine Mutter zur Frauung ihrer Tochter zu bitten. Meine Mutter wird das Ehrenamt der Brautführerin nicht abschlagen. Der alte Swikle-Vater ist ein braver Mann, den wir gern in seinem Waldhäuschen besuchen. Swikle-Mutter webt fleißig. Sie ist die Schöpferin unserer Küchen-Handtücher. Ihre Hühner

sind gerade so fleißig wie sie. Nicht im Weben, obgleich sie ihr Leben im Schatten des Webstuhles vollbringen, aber im Eierlegen. Wenn unsere Köchin sich in eierarmen Zeiten nicht zu helfen weiß, rettet sie sich zu Swikle-Mutter. Die klettert bereitwillig die Leiter zum Heuboden hinauf. Mit einem halben Duzend Eier wenigstens kommt sie herunter. Wir Kinder dürfen mit den Swikle-Kindern spielen. Das ist eine nicht zu unterschätzende Auszeichnung. Die Swikle-Eltern erwachsen dadurch zu Honoratioren. Kein Wunder, daß sie ihren Weg siegesicher zu meiner Mutter nehmen. Minna soll heiraten! Wir melden das alte Paar.

Meine Mutter läßt die Leute ins Wohnzimmer kommen. Für gewöhnlich ist die Küche ein anheimelnder Raum für sie. Als Hochzeitsbitter haben sie Unrecht auf mehr. Zehnmal treten sie sich die Füße an der Schwelle ab, ehe sie sie überschreiten. Dann sind sie bei der Sache und bringen ihr Anliegen vor. Minna soll heiraten!

Meine Mutter spricht ihre Freude aus. Sie gratuliert. Und Hochzeitsmutter soll sie sein? Hat Minna nicht eine Pate, eine reiche Verwandte, die das Ehrenamt mehr verdient?

Nein! Swikle-Vater küßt meiner Mutter Ärmel. Eine würdigere Hochzeitsmutter ist nicht vorhanden. Sie wird also Sonntag die Braut abholen, zur Kirche bringen und die Neuvermählten zur Nachfeier nach Hause führen. Zu der Nachfeier sind wir Kinder auch geladen.

Beim Abschied hängt Swikle-Mutter jedem von uns ein Paar Handschuhe über die Schulter. Das ist so Brauch von Väters Zeiten her. Swikle-Vaters Schafe

gaben die Wolle. Swille-Mutter spann sie am surrenden Spinnrad. Die Großmutter strickte sie. In jedem lettischen Bauernhaus gibt es eine uralte Ahne, die nie ohne Strickzeug geht. Die Handschuhe, die wir geschenkt bekommen sind allerdings für eine starke Männerfaust berechnet. Aber sie sind schön. Schwarz oder braun oder dunkelblau mit einem zierlichen Muster. Was uns am meisten gefällt, ist der breite bunte Gurt, an dem die Handschuhe baumeln. Wir machen eigenartige Decken und Teppiche daraus. — Sonntag früh fährt meine Mutter fort. Der Kutscher als Brautführer hat sich einen grünen Busch an die Mütze gesteckt. Wir verbringen den Nachmittag voll Ungeduld.

Endlich kommt der Wagen zurück. Er holt uns ab. Fiebernd vor Erwartung steigen wir ein.

Vor dem bescheidenen Häuschen am Waldsaum drängt sich eine bunte Menge. Das Haus selbst ist so klein, daß nur die höchsten Gäste Platz finden. Meine Mutter ist drin, Minna und ihr Mann. Wir umstehen sie neugierig. Nur Kranz und Schleier sprechen von Minnas neuer Würde. Ihr Kleid ist dunkel, in unseren Augen unscheinbar.

Die Stube ist glatt ausgeräumt. Auf dem sauber gescheuerten Fußboden liegen weißer Sand und grüne Schilfblätter. Die rauchgeschwärzten Querbalken sind weiß getüncht. Bunte Kronen aus Glanzpapier hängen als Schmuck herab. In den vier Zimmerecken lehnen welkende Birkenstämmchen. Quer durch das Zimmer laufen zwei weißgezimmerte Tische mit Bänken zu beiden Seiten. Darauf stehen in gleichmäßigen Abständen Teller mit Butter, mit geschnittenem Brot und mit Johanniskäse. Swille-Mutter

hat ihn selbst „gebunden“. Er wird aus Milch und Eiern bereitet und fest in ein Tuch gebunden. Daher der Name.

Nach einiger Zeit macht sich ein Stoßen und Drängen bemerkbar. Die Gäste werden liebenswürdig zu ihrem Platz geschoben. Alles weicht bescheiden zurück. Niemand ist würdig, am ersten Tisch Platz zu nehmen. Schließlich sitzen alle. Alle haben ein bekümmertes Gesicht, sprechen im Flüster-ton und müssen ohne Pause genötigt werden. Das besorgen ältere, freundliche Frauen, die dem Hause verwandt sind. Um den Tisch geht ein Marschall mit flatternden weißen Bändern an der Schulter, der trägt auf einem Teller drei Gläser verschiedener Dimension. Eine Gießkanne aus Blech schenkt das Bier dazu. Aus diesen drei Gläsern stillt die Hochzeitsgesellschaft ihren Durst.

Swille-Vater steht hinter meiner Mutter. Er hat ein besonders faltiges, lächelndes Gesicht und nötigt immerfort. Daß wir Bier und Brantwein an uns vorüberlassen, bemerkt er mit Bedauern.

Nach uns füllt sich der Tisch aufs neue, bis jeder an der Bewirtung Anteil gehabt hat.

Wir laufen unterdessen auf den Hof und suchen Bekannte. Unfern Gärtner erkennen wir, den Kutscher, von den Hausleuten einige. In der Schafferei, was so viel wie Vorratskammer bedeutet, finden wir unser Dienstmädchen. Sie ist Schaffnerin. Als sie die Kammer aufschließt, sehen wir, in Reihen aufgetürmt, eine kaum zu zählende Menge Brote und Käse. Die Butter glänzt im Faß daneben.

„Swille-Mutter,“ sagen wir, erschüttert von so viel Eßbarem, „hast du das alles selbst gemacht?“

Swikle-Mutter lacht. Sie streichelt uns. Zu Bauernhochzeiten bringen die Gäste je nach Wohlstand und Freigebigkeit Käse und Gebackenes mit. Meine Mutter hat ihr Theil in klingender Münze geschenkt.

Als es zum Essen geht, gibt es eine Fleischbrühe mit Fleischklößen. Eigentlich sollte der Löffel drin stehen, so stark ist sie. Der zweite Gang ist ein Schweinebraten. Der dritte Backobst. Diese Speisefolge wechselt selten. Es kommt Gänsebraten vor, wenn der betreffende Bauer über eine zahlreiche Gänseherde verfügt, und Riffel, eine Art rote Grütze. Getrunken wird fleißig. Es ist nur verständlich, wenn meine Mutter anfängt, unruhig zu werden und vom Fortfahren spricht. Swikle-Mutter will nichts davon hören. Swikle-Vater zeigt sich weniger häufig. Als ich ihn das letzte Mal sah, weinte er an der Thür helle Thränen. In Unbetracht dessen, daß er Minna verliert, finde ich nichts Außergewöhnliches darin. Die älteren weiblichen Verwandten sind eifrig um ihn bemüht. Es ist nett, daß sie ihn trösten. —

In einer leeren Scheune ist der Tanzboden gerichtet. Zwei heifere hochstimmige Violinen werden rastlos gestrichen. Auf vieles Bitten gestattet meine Mutter einen Tanz. Sie steht selbst in der Thür. Fröhlich stampfen wir eine Polka mit Minnas Mann, dem Gartenjungen, dem Viehpfleger. Unser Gärtner Peter, ein alter, aber immer fröhlicher, rüstiger Mann, dreht sich allein. Er versteht das Tanzen nicht. In seiner Jugend tanzte man nicht, meint er. Nun täte er es gern. Er tut, als schwenkte er eine Partnerin, stampft kräftig, schnalzt wie ein Birkhahn und dreht sich wie ein Kreisel. „Nein,“ sagte er nachher, „das ist nichts

für mich. Ohne Dame so schwer, wie mag es erst mit einer sein.“ Er trocknet den Schweiß von der Stirn.

Ich wachse um einige Zoll, als ein junger Wirtsohn mich zur Françoise auffordert. Meine Mutter gestattet es. Es ist einer der großen Augenblicke meines Lebens. Nachher kann ich mich vor den Neckereien meiner Brüder nicht retten. Krisch, der Bauernsohn, verfolgt mich überallhin. „Wie hieß dein Anbeter auf der Swikle-Hochzeit?“

„Anbeter? Ich tanzte mit ihm.“

„Spracht ihr zusammen? Über Viehpflege oder Stallfütterung?“

„Ansinn! Wir sprachen gar nicht.“

Schallendes Gelächter. „Und wer verstand mehr von der Françoise, du oder Krisch?“ —

Nach diesem denkwürdigen Erlebnis fahren wir fort. Vorher müssen wir noch einmal in die Vorratskammer. Mit kräftiger Hand schneidet die Schaffnerin ein leckeres Brot, einen goldgelben Käse an. Wir müssen es mitnehmen. Das Anschneiden ist die Prüfung, ob das Gastgeschenk gut ist. — Drei Tage lang hört man aus der Richtung des Swikle-Hauses Spiel und Geschrei. Neugierig horchen wir hinüber. Eine Woche später kommt Swikle-Mutter auf den Hof, lächelnd wie immer. Sie bringt einen Korb frischgelegter Eier. Wir umringen sie. „Ist die Hochzeit zu Ende, Swikle-Mutter? Was macht Swikle-Vater?“ — „Zu Ende, zu Ende, meine Hühnchen! Und Swikle-Vater kann gar nicht wieder gesund werden. Alle Tage koch' ich Tee, aber sein Kopfweh wird nicht gut. Er muß doch wohl Zug bekommen haben.“

„Und gab es viel Betrunkene?“ Heimlich schauernd stellen wir die Frage. Wir denken an das mistönnende Johlen aus der Richtung des Waldhäuschens.

„Betrunkene?“ Swikle-Mutter schlägt die Hände fromm über der Brust zusammen. „Pfui! Auch nicht einen. Still und anständig feierten wir die Hochzeit. Das bißchen Musik und Gesang, na ja! Aber warum soll die Jugend nicht lustig sein? Es war Hochzeit, keine Beerdigung.“

Ob Swikle-Mutter unser Kindergemüt schonen will, oder ob unsere Begriffe über Anstand auseinandergehen, wage ich nicht, kurzerhand zu entscheiden. —





4. Frühling auf dem Viehhof.

Der Frühling ist eingezogen. Noch liegen die frisch bestellten Äcker grau, aber Wiesen und Weiden decken sich mit einem weichen, grünen Teppich.

Auf dem Hof herrscht eine außergewöhnliche Bewegung. Geschäftig eilt eine Frau mit dem Melkeimer vorüber. Eine zweite folgt. Im Laufen knüpft sie das Kopftuch. Am Ziehbrunnen vor dem Viehhof sitzen die Hirten des Gutes. In der Regel sind es Hirtinnen, alte Weiber, flink zu Fuß und nie ohne Strickzeug. Eine packt den Brotbeutel: schwarzes Brot, dick mit Milchkäse belegt, ein Stück Speck. Die zweite schnürt sich die Bastsandalen. Wir Kinder scharen uns um sie. Jedes hat eine Gerte, einen Stecken und schnitzelt eifrig daran.

Heute wird das Vieh ausgetrieben! Fast so groß ist die Aufregung, wie in den Bergen, wenn es auf die Alm geht. —

„Ist es Zeit?“ rufen wir Pauline, der Viehpflegerin, entgegen. Sie schattet die Augen. „Die Sonne steigt,“ sagt sie lakonisch, „Er kommt wohl gleich.“

„Er“ ist Mattwei, der Viehpfleger. In diesem Fall der Mann, der die Nacht hat.

Wir zwingen uns zur Ruhe. Immer zahlreicher sammeln sich Weiber und Kinder. Jeder hat seine Ruh, seinen ganzen Reichtum im Stall, und weiß, wie lebhaft es beim ersten Austreiben hergeht.

Allein der Viehhund sitzt unbewegt am Brunnen. Er kennt sein verantwortungsvolles Amt und schont seine Stimme.

Da klappt die Tür drüben am Häuschen. Mattwei tritt heraus. Hinter ihm tappen in einer Reihe, wie Gänsein hinter der Mutter, seine drei Söhne, strohblond mit sonnbräunen Spitzbubengesichtern. Wir nennen sie Tripp — Trapp — Trull. Nie sieht man sie einzeln. Gleichmäßig, je nach dem Wochentage, tauchen drei rote oder drei rosa Punkte auf, einer immer einen Kopf kleiner als sein Vordermann, in rosa oder roter Bluse.

Am Brunnen wird es lebendig. Mattwei bleibt stehen. Er hat ein sorgenvolles Gesicht. Sechzig frühlingsberauschte Kühe heil aus dem Stall und zwischen frisch bestellten Äckern auf die Weide zu bringen, kann schon eine Sorge sein. Er verteilt die Ämter. „Du wirst am Gartenzaun stehen“, heißt es, „und du am Felddrain. Langsam treiben, bloß langsam! Wer von euch, Rangen, es wagt, seine Berge unnütz zu brauchen, dem zieh ich das Fell über die Ohren.“ Letzterer Passus gilt seinen Sprößlingen. Blauäugig, als könnten sie kein Wässerlein trüben, schauen sie in die Welt. Faustdick haben sie es hinter den Ohren. — Mit festem Schritt geht Mattwei auf das Tor los. Es schließt sich, sobald es uns eingelassen hat. Wir stehen im Viehhof. Die Stalltüren sind geschlossen. In den

Angeln kreischend öffnet sich die erste — und wird alsbald geschlossen. Wir stehen unter dem Vieh selbst.

Es ist ein Stall nach alter Art, niedrig, langgestreckt. Festgefügte Holztröge, darüber die Krippen. Allabend wird frisches Stroh geschüttet. Im Winter wölbt sich der Boden, er wächst der Decke entgegen. Erschreckt steht die kalte Schneeluft gegenüber dem Brodem, der rauchgleich aus der Thür quillt. Großreinmachen gibt es nur im Frühling.

Jetzt ist es keine Schneeluft, die ängstlich abgesperrt wird. Frühlingsluft ist es. Monate stand das Vieh stumpf an seinem Platz. Wer bringt den Tieren die Kunde, daß der Winter zu Ende ist? Wer spricht ihnen von grünen Weiden, blumenbesäten Wiesen, rotblühendem Klee?

Sie wissen, daß ihre Gefangenschaft heute ein Ende nimmt. Schwer schnaufend stehen sie, mit rollenden, unruhigen Augen. Sie brüllen.

Auf Mattweis Wink verteilen wir uns. Möglichst schnell, möglichst still fetten wir los. Jede Ruh, die sich frei fühlt, strebt ungeduldig zum Ausgang. Die Nachzügler erwürgen sich fast in ihren Ketten. Ein mühsam unterdrücktes Fluchen, dumpfes Klirren tönt durch den halbdunklen Raum.

„Los!“ ruft Mattwei mit machtvoller Stimme.

Wie von unsichtbaren Händen geöffnet, fliegen alle Stalltüren auf. Das Vieh drängt in den Viehhof. Es sammelt sich murrend, scharrend am Tor. Blökend strömt die Schafferde hinten nach.

Und nun schiebt sich das Eingangstor zurück.

Ualgleich sind wir zwischen den schiebenden Leibern durchgeglitten. Mit ihnen, neben ihnen springen wir auf den freien Hof. Allein Mattwei kämpft schweißtriefend gegen den Andrang am Tor. Wie sinnlos stoßen die Tiere vor, quetschen sich, stoßen sich. Wir stehen draußen mauergleich um den Rasenplatz. Wir schreien, was unsere Lungen hergeben. Tripp—Trapp—Trull führen wahre Indianertänze auf. In dem künstlich gebildeten Rondeel aber geht es her, wie auf den Schlachtfeldern der alten Völker, als das Pulver noch unentdeckt schlummerte. Bockend, steilend, fast möchte ich sagen „jubilend“ begrüßt die Ruh Gras, Luft und Sonne. Sie ist berauscht. Der Rausch macht Stille redselig, Schwäzer schwermütig. Und da die Natur der Ruh eine ungefüge Gestalt verlieh, zum würdigen Langsamanschreiten bestimmt und nicht zum leichtsinnig Dahintanzen, so fällt sie im Rausch aus ihrer Rolle. Einen Tag im Jahr mutet sie sich Künste zu, die sie sonst neidlos dem Vogel, dem Menschen überläßt. Sie fliegt, sie läuft auf zwei Beinen. Schlimmer ist es, wenn sie sich als Ritter im Turnier fühlt und ihrer besten Gefährtin das Horn in die Seite rennt.

Das Unglück zu verhüten, teilt Mattwei sich in zehn Teile. Auch er fliegt, springt, reißt die ringenden Tiere auseinander, beruhigt, schreit, schlägt.

Unmerklich zieht unser Ring sich enger. In dem aufgeregten Vieh bildet sich eine Spitze. Sie weist auf die Straße, auf den Wald zu. Mattwei ist diese Spitze. Die Rüge ermüden. Sie finden wieder Boden unter den Füßen. Wenn man etliche Zentner wiegt, ist das Fliegen immer-

hin angreifend. Die Gerten sausen in der Luft. Wir üben einen Druck aus. Aus sechzig durcheinander wimmelnden, laut ins Weltall brüllenden Rühen formt sich eine Herde. Sie dehnt sich aus und füllt, noch immer wogend, die Straße. Einem Strom gleicht sie, der ausgetreten, nun wieder ins alte Bett soll. Noch schlägt bald hier, bald da eine Welle über. Es zuckt, es schäumt. Aber die Ufer werfen zurück. Die Ufer sind wir. Am Feldrain entlang hastend, im Graben schlüpfend, springen wir wieselgleich dahin. Tripp—Trapp—Trull wie drei leuchtende Wiesenblumen dazwischen. Unbarmherzig hängt jetzt die Gerte in der Luft. Wir rufen mit schallenden Stimmen. Kein Hirte kann es besser. Der Hütehund fliegt bellend an unserer Seite. Er übernimmt unser Amt. Dort beginnt der Wald, das Weideland. Unsere Arbeit ist getan. — Schon bleiben welche zurück. Sie wischen sich die Stirn.

Langsam verschwindet die rote, sich schiebende Masse im Waldesgrün. Die Hirtinnen ziehen ihr Strickzeug hervor. Eine Staubwolke steht auf dem Wege. Wir gehen nach Hause. Die Weiber erzählen von alten Zeiten:

Der Winter war lang und hart gewesen, das Futter knapp. Wer wußte damals etwas von rationeller Wiesenwirtschaft? Endlos dehnten sich die Wiesen. Der Ertrag war gering. Wenn dann der Frühling kam, schlichen die Rühe aus dem Stall. Es gab welche, die konnten nicht aufstehen. Man lud sie auf Schlitten und fuhr sie auf die Weide. Abends holte man sie ab. Bis das kräftige Gras, die stärkende Luft ihre Wirkung taten. Wie ertragreich die Milchwirtschaft unter solchen Umständen war,

kann man sich denken. Die Käiber, als unnütze Fresser, schlug man tot wie junge Raben. —

Abends finden wir uns vollzählig am Waldrande ein. Es gilt das Vieh heimtreiben. Wir jodeln eintönig in den Wald, bis Antwort kommt. Dann sitzen wir geduldig und warten. Wir Kinder gehen Wetten ein. Wer die erste Kuh erblickt! Und ob sie rot, schwarz oder bunt ist! Aufmerksam starren wir in den Wald.

Da! Nein, es ist nichts!

Aber nun wird es lebendig. Kranz, der Hund, bricht fröhlich bellend hervor. Der Wald bewegt sich. Müde von der Tagesarbeit kommen sie gegangen, nun wieder geduldige, sanfte Kühe, die ihre Pflicht erfaßt haben. Wir haben keine Mühe mehr am Feldrain. —

Als der Viehhof seine Insassen sämtlich in seinen Mauern geborgen hat und das Melken beendet ist, beruhigt sich der Hof noch nicht. Etwas Geheimnisvolles geht vor sich.

Der Brunnen quiekt besonders nachhaltig. An den Haussecken kichert, flüstert es. Nun kommen die Weiber mit der Milch.

Ein jubelnder Schrei, ein Wasserplätschern! Lachen, Schelten tönt dazwischen.

Wieder rauscht, rieselt es. Ein Eimer fällt. Über den Hof geht eine Jagd. Wir Kinder stürzen aus unseren Schlupfwinkeln, die gefüllte Gießkanne in der Hand. Die schreienden Mägde, die Hirtinnen müssen einen kräftigen Wasserstrahl über sich ergehen lassen. Dann gedeiht das Vieh im kommenden Sommer, die Milch strömt reichlich.

Zart geht es dabei nicht her. Nachher sitzt eine Magd heulend am Brunnen. Der Scherz kostet sie zwei Zähne.

„Wenn der liebe Herrgott mir die Zähne genommen hätte, nichts hätte ich gesagt,“ schluchzt sie, „aber der Gartenjunge durfte es nicht tun.“

Sie tröstet sich bald. Immerhin, der Gartenjunge hat sie bevorzugt. Keine ihrer Gefährtinnen war so reichlich bedacht, wie sie.





5. Krebspartie.

Nacht man in Livland einen Ausflug, wobei das Nützliche mit dem Unangenehmen verbunden wird, so heißt es „eine Partie.“ Wir machen heute eine Krebspartie.

Vor dem Stall hält ein einfacher Arbeitswagen mit einem Pferd bespannt. Er trägt Netze aller Art, einen Kessel, ein Bund Heu, einen Sack Kartoffeln. Peter, der Gärtner, steht dabei. Vier junge Burschen umringen ihn.

Bei uns in der Vorratskammer wird eifrig gepackt. Ein Korb steht fertig, drauß lugt die blanke Messing-Raffekanne, Flaschenhälse, ein Brotlaib. Der zweite Korb ist in Arbeit. Heu und Packpapier deckt den Fußboden. Auf Tellern wartet frisches Brot, Kuchen, gebratene Hühner, Butter und Käsemilch, daß die Reihe an sie kommt. Meine Schwester hat die Oberaufsicht. Wir Kinder als fliegende Boten eilen geschäftig zwischen Haus und Stall hin und her. Ein wichtiger Punkt ist das Wetter. Wird es regnen, oder bleibt es trocken!

„Der Gärtner sagt, die Wolken haben nicht viel zu bedeuten“, melden wir, „zum Abend wird es klar“.

„Und eine warme Nacht“, berichtet ein zweites Kind. Der Gärtner ist anerkannter Wetterprophet. Gleich

dem Delphischen Orakel befeißigen sich seine Prophezeiungen einer gewissen Undurchdringlichkeit. Sie enden gewöhnlich mit dem Satz: eins ist sicher, entweder es gibt Regen, oder trockne Zeit.

Diesmal ist sein Ausspruch präziser. Wir packen beruhigt weiter.

Gegen Abend kommen die Equipagen vor. Alles was Pferdefüße hat, ist vorgespannt. Die vielköpfige Gesellschaft verteilt sich. Allein mein Vater bleibt zu Hause. Er macht prinzipiell keine Partien.

Der muntere Zug fährt dem Walde zu. Eine lange Kette! Zurufe, Fragen und Antworten fliegen hinüber und herüber. Dazwischen wird ein Lied angestimmt. Einigkeit ist hier schwierig. Im ersten Wagen ist das „Röslein auf der Heiden“ schon gebrochen und abgetan, während die Nachzügler es noch „stehen sehen“.

Nach einer Stunde Fahrt zweigt ein Waldweg ab. Langsam geht es vorwärts. Die Zweige schlagen den Fahrenden ins Gesicht. Dann wird es hell. Eine Lichtung öffnet sich. Daran stößt eine langhingezogene, üppige Wiese. Ein Bach mit buschbestandenen Ufern schlängelt sich hindurch. Wir sind am Ziel.

Der Gärtner ist vor uns angelangt. Schon brennt lustig ein Feuer. Der Kessel hängt darüber. Die Lichtung ist bedeckt mit Wagen und Pferden, mit durcheinander wimmelnden, durcheinander rufenden Menschen. Dann klärt sich das Bild. Die Pferde werden im Walde angebunden; die Wagen schieben sich zu einer Burg zusammen. Körbe und Decken tragen wir ans Feuer. Geschäftige Hände packen aus.

Der Gärtner ist verschwunden. „Er sucht Holz,“ ist die lakonische Auskunft, die von ihm gegeben wird. Regelmäßig vor einer Krebspartie, wenn mein Vater seine Weisungen gibt, sagt er dem Gärtner: „Und vergiß das Brennholz nicht. Der Wald gehört der Krone.“ Regelmäßig vergift Peter das Holz. „Werd ich in den Wald fahren und Holz mitnehmen“, sagt er verächtlich zu seinesgleichen, „da kränkt man den Herrgott damit, der das Holz wachsen ließ.“ Uns gegenüber wahrte er den Schein. „Der Kopf ist alt“, schmunzelt er schlau, „ich hab's vergessen.“ Dann verschwindet er. Im Walde lassen sich Beilhiebe hören. Es wird Holz gefällt. Peter taucht auf. Er zieht einen kräftigen Baum hinter sich. „Wie der Sturm wieder gewütet hat diesen Winter,“ plaudert er, „nicht zu zählen, was er gebrochen hat! Und junges Holz!“ Gleichmütig macht er sich ans Spalten.

„Hast du das Fällen gehört, Peter?“ fragt mein Bruder.

„Wo werd' ich nicht? Ich bin nicht taub. Holzfäller sind im Walde. Dort hinter der Waldecke.“

„Sollten es Holzdiebe sein?“

„Alles ist möglich, Herr! Wer kennt die Menschen? Der Förster ist weit und der Kaiser ist gut. Gern schenkt er dem Bauern ein Bäumchen.“ Peter bricht in ein Gelächter aus.

Solange wir ihn haben, fehlt es uns nicht an Holz.

Auf den ausgebreiteten Decken entwickelt sich ein Zigeunerleben, bunt, zwanglos, gemütlich. Zwei getrennte Lager bilden sich: unsere zahlreiche Gruppe, am Feuer die schwächenden Leute. —

Nach dem Kaffee beginnt der Zweck der Partie. Die Alten, die Bequemen bleiben am Feuer. Die Jugend zieht zur Arbeit. Voran Peter mit seinen Gehilfen, bepackt mit Netzen, Stangen, Säcken. Er zeigt den Weg. Fast verschwinden wir in dem üppigen Gras.

Endlich hält Peter. Er entwirrt die Neze. Die jungen Burschen kostümirten sich im nächsten Busch. Sie werden in den Bach steigen und das Netz ziehen. Peter leitet jede Bewegung. Der Posten ist lebhaft begehrt. Gewöhnlich ist einer der „jungen Bursche“ der sechzigjährige Tischler Rein, des Hofes Stammtrinker. Ihn lockt das gute Trinkgeld, das reichliche Essen, nicht zuletzt der Brantwein, der die durchkälteten Fischer am Schluß ihres Nachtwerks labt. Nachdem aber Rein sich eine Lungenentzündung auf der Partie geholt hat, verbietet mein Vater seine fernere Teilnahme. Rein weint bittere Tränen, wenn wir jetzt ausziehen.

„Das bißchen Fieber,“ klagt er, „deshalb mißgönnt man einem alten Mann das unschuldige Vergnügen.“ —

Die Burschen tauchen in den Bach. Sie schauern.

„Hu! Ist das kalt!“

„Heiß willst du sagen“, tadelt Peter. „Den ganzen Tag kocht die Sonne das Wasser. Du hast es gut. Wir frieren in der Abendluft.“ Er kommandiert, lobt, feuert an. Langsam geht es bachabwärts. Es gibt gute Fischbeute. Schleimige Schleien, gefräßige Hechte, Karauschen und unzählige Weißfische schlüpfen ins Netz. Letztere sammelt Peter in ein besonderes Säckchen. Wir verachten sie.

Große Heiterkeit erregt ein verirrttes Fröschlein. Peter

weiß folgendes Märchen von ihm: Ein Storch fängt einen Frosch auf der Wiese. Bittend wendet sich das Fröschlein an seinen Peiniger: Bloß Abschied laß mich von den Meinen nehmen. Dann komm' ich wieder. Der Storch läßt sich erbitten. Der Frosch hüpfte in den Bach. Aber die Verwandtschaft scheint weitverzweigt. Vergebens wartet der Storch. Kein Frosch zeigt sich. Die Geduld reißt ihm. „Margret,“ ruft er laut, „komm heraus! komm heraus!“ — Die Froschnase lugt aus dem Wasser: „Wart, wart, wart!“

Seitdem die Sonne gesunken ist, haben wir uns ans Krebsen gemacht. Jeder von uns trägt über der Schulter an langen Stäben runde Nesteller. Mit Froschfleisch sind sie versehen. Wir senken sie in die stillen, verschlammten Bachbuchten und sitzen dabei, wie die Rabe vor dem Mauseloch. Ein plötzlicher Ruck! Ein Jubelruf! Da zappeln die schwarzrückigen Gesellen. Der Jubelruf fällt weg, wenn das Netz leer ist.

Schrittweise nähern wir uns dem Lager. Schon sehen wir das Feuer lodern. Es wird feucht und feuchter. Dichter Nebel fließt über die Wiese. Einzeln retten wir uns ans Feuer zurück. Am Wiesenufer, wo es hell und trocken ist, begrüßen die Kinder die Nahenden. „Gibt es viel Krebse?“ — „Kommt ihr endlich!“

Das Lager scheint uns nach Nässe und Abenddunkel gemüthlicher. Hochauf loht das Feuer, geschürt mit Reifig und Wachholderzweigen. Auf den Decken entsteht ein Abendbrottisch. Abseits in der Asche backen die Kartoffeln.

Auch die Fischer finden sich heran. Klappernd vor Frost setzen sie sich fast in die Rohlenglut, schlagen die

Arme gegeneinander und lachen unbändig zu Peters Scherzen. Die Kinder tragen ihnen Speise zu: Dampfenden Kaffee, Schinkenbrot, Schnaps. Mehr und immer noch mehr, bis sie satt sind. Einige legen sich zum Schlaf hin, andere schmauchen ihr Pfeifchen. —

Auch bei uns ist Abendbrot. Die Pfropfen knallen. Ein Glas Bier gibt den Übergang zu einer mehr poetischen Beschäftigung. Es wird vorgelesen.

Der Vorleser ist ein junger Beter aus der Stadt. Er sitzt an einen Wagen gelehnt. Hinter ihm brennt künstlich aufgerichtet die Stallaterne. „Soll und Haben“ von Freytag hat er ausgewählt. Wir Kinder liegen weitab und sollen schlafen. Aber kein Ton entgeht uns. Den Kopf auf die Hände gestützt, mit wachen, großen Augen fangen wir die Worte von den Lippen des Lesers.

Zum Schluß gibt es Gesang. Zwei meiner Brüder und zwei Schwestern bilden ein Quartett. Wir Kinder wachsen mit den Jahren da hinein. „Es steht ein Baum im Odenwald“ — „O Täler weit, o Höhen“ — „Entflieh mit mir und sei mein Weib.“ Wer nennt alle die Weisen.

Eine eigene Stimmung legt sich über das Nachtlager. Das Feuer ist im Verlöschen. Es schwelt nur noch. Glutrot leuchten die Kohlen. Wie Schatten sitzen Peter und seine Gesellen daran. Peter fährt sich mit dem Handrücken über die Augen. „Ich werd' alt,“ erzählt er treuherzig, „die Tränen sitzen mir im Auge. Gar zu schön singen die jungen Menschen.“

In diese Stimmung fährt jäh ein Vogelruf. Wir schrecken auf. Der Morgen ist nah. Weißlich leuchtet das

Nebelmeer auf der Wiese. Der Wald tritt deutlich in einzelnen Bäumen hervor. Die Pferde schnauben.

Der Ausbruch setzt ein. Wieder ist die Lichtung belebt wie bei der Ankunft. Die Pferde werden geschirrt, die Sachen gepackt. Rufe schallen hin und her. Das Feuer wird ausgeschlagen. Die rauchenden Brände verlöschen in der taufeuchten Wiese.

In derselben Ordnung, wie wir gekommen, fahren wir vom Platz. Eine Equipage nach der andern taucht in die Walddämmerung. Der Wald erwacht mehr und mehr. Das ist ein Zwitschern und Pfeifen, ein melodisches Fragen und Antworten. Wir erreichen die Landstraße. Der Himmel färbt sich rot und röter. Die buschigen Kiefernkronen sind wie in Blut getaucht.

Als wir zu Hause ankommen, geht die Sonne auf.





6. Unsere Spiele.

Es gibt ein Spiel, das ich in allen mir bekannten Ecken des Weltalls unter verschiedenen Namen wiedergefunden habe. Verstecken und Anschlagen wäre der einfachste. Aber so heißt das Spiel nicht. Ukré! Ukré! sagt der jugendliche Hamburger. Tats! Tats! der Friesenknabe. Die livländische Jugend spielt Trivater.

Wir spielen es an langen Winternachmittagen, wenn keiner etwas mit der Zeit anzufangen weiß. Es geht hoch her. Mit Todesverachtung fliegen wir die dämmerigen Korridore, die gewundenen Treppen, die hallenden Räume entlang. Bis das Schicksal seine hindernde Hand dazwischen schiebt.

An einer besonders heimtückischen Ecke krachen zwei Köpfe aneinander, daß die blauen Funken im Auge tanzen. Darüber entbrennt der Streit. „Daß du gerade hier entlang läufst, kann sogar Sokrates nicht voraus wissen,“ schäumt der Eine.

Er verwechselt Sokrates entschieden mit Rassandra, die bekanntlich Unheil voraussah.

Stöhnend hält sich der Zweite die Stirn. „Die Ecke

war der einzig mögliche Weg. Augen hast du, du springst mir entgegen.“

„Gewiß, ich habe Augen, aber beide sitzen mir vorne. Du stürztest von der Seite her. Na ja, ich sehe wieder mal deutlich, mit euch kann man nicht spielen.“ —

Eine Weile schläft das Spiel. Bis es mit derselben Hefigkeit entbrennt, mit derselben Leidenschaft endet.

Schöner sind dazu die Sommerabende. Im Freien, wo tausend Schlupfwinkel locken, wo ein blindes Vorwärtsstürmen keine Raffandra-Eigenschaften voraussetzt. Den Höhepunkt erreicht das Spiel, wenn mein Vater von Hause ist. Der Lärm ist ihm zu viel. Wir schonen ihn. Wir wußten damals vom Telephon nichts. Auch der Telegraph wirft seine Funken selten in unser verschwiegenes Leben. Trotzdem fliegt die Kunde mit Drahtgeschwindigkeit durch Haus und Hof: „Heut abend wird Trivater gespielt!“

Große Beteiligung ist sicher. Soweit die Mädchen in Küche und Stube jung und lauffähig sind, eilen sie mit der Arbeit. Vor dem Hause sammelt sich eine zahlreiche Gesellschaft. Alles, was einen Abend fröhlich sein will. Wir sehen fremde Gesichter. Je mehr, desto besser.

Die Eiche mitten auf dem Platz ist der Treffpunkt. Ohne Zeit zu verlieren, wird abgezählt. Das Spiel fängt an.

Laut schallt die Stimme des Zäblers. Ein Huschen, Rennen, Laufen nach allen Seiten, wie Taubengeflatter. Dann tiefe Stille. Leer wie gefegt ist der Platz. Der eben noch so lebensvolle Hof liegt ausgestorben. Dafür haben die dunklen Hecken und Sträucher, die Haussecken ein drohendes Aussehen angenommen. Überall lauert das Verderben.

Man steht hilflos. Woher wird der Blitz zucken!
Aber schnell, ehe die finsternen Pläne der Verborgen-
heit an Festigkeit gewinnen.

Erst werden die sogenannten „toten Punkte“ erledigt.
Zum Beispiel die Linde vor dem Hause. Der Neuling
ist wunder wie froh, wenn er sicher oben sitzt. Das dichte
Geblätter deckt ihn vor jeder Neugier. Aber das Herunter-
kommen ist weniger angenehm. Die schwankenden Zweige
rufen geradezu herbei. Die hilflos herabbaumelnden Beine
sind nicht zu übersehen. Ebenso der Steingraben vor dem
Hause. Es sitzt sich angenehm trocken darin. Aber auch
die Mausfalle ist zu Anfang kein übler Sitzplatz. Peinlich
ist erst, daß sie keinen Ausweg hat. Und die seltsamen,
brunnenartigen Schachte am Haus, deren Zweck ich nie be-
griffen habe. Rühl steigt es daraus empor. Die Legende
spricht von Schlangen, von Ratten, die darin wohnen
sollen. Das Höchste, was wir gefunden haben, ist ein
Eichkäzchen. Damals entsetzte sich der Hof. Eichkäzchen
prophezeien Feuer. Diese Eichkaze muß von dem prophe-
tischen Geist weniger abbekommen haben. Das Feuer ist
bis zum heutigen Tage ausgeblieben.

Sicher hockt jemand hinter dem Eiskellerhügel. Flint
über den Rasen, in drei Sätzen hinauf. Hurra! Wie
Hasen stieben sie auseinander. Du rollst mit Kugelgeschwin-
digkeit den Hügel hinunter und bist an der Eiche. Du hast
die ersten Gefangenen. Die Gefahr wächst. Verboten ist
es, zu warnen. Aber wer will Natur verbieten. Der
Kamerad warnt den Kameraden. Raum drehst du den
Rücken, fliegen Hände empor. Sie winken oder ballen

sich zur Faust. Und immer noch das unheilvolle Schweigen ringsumher.

Da, ein Kopf an der Hausecke. Gellend ruffst du einen Namen.

„Sie ist es nicht!“

„Doch! Doch! Ich sah deutlich Lises Kopftuch.“

Schallendes Gelächter. „Die sitzt wo anders. Du kannst dich drauf verlassen.“

Schnell entschlossen fliegst du an die Ecke. Natürlich ist sie leer.

Dafür hörst du jenen schwingenden Ton, den hastiges Laufen hervorruft. Zurück! Zurück! Zwei haben sich frei geschlagen. Woher? Natürlich aus der Ecke, die so sauber, so unschuldig daliegt.

Das Spiel nimmt an Heftigkeit zu. Die Schlacht entwickelt sich. Bald hier, bald da messen sich die Kräfte, gibt es einen Wettlauf. „Lauf!“ wird geschrien, „lauf!“ Der Sand stäubt, die Zweige knacken. „Vorwärts!“

„Lise, Lise!“ Sie ist es wieder. Deutlich lugt ihr helles Kopftuch um die Ecke. Du schreiest wütend. Aber das Tuch verschwindet. Lise kommt nicht hervor.

Du ereiferst dich! So haben wir nicht gewettet. Ehrlich soll es zugehen.

Die Umstehenden lachen. Die Kinder tanzen schadenfroh auf einem Bein. „Es ist nicht Lise.“

Du wirfst lässig. Du läuffst auf und ab, die Hausecke läßt du nicht aus den Augen. Das verwünschte Kopftuch steckt dir im Sinn. Du hast es gesehen. Bunt ist es gewesen, hell, mit roten Blumen.

Da klirrt ein Fenster. Zu ebner Erde wird es aufgestoßen. Klatsch! fällt eine schwere Gestalt auf den Rasen. Die zweite folgt. Das erste Mißgeschick ist da. Sinkend kommt Lise heran. Schief auf den blonden Haaren sitzt ihr des Gärtners Mütze. Das Kopftuch taucht später auf. Der Gartenjunge trägt es zierlich um den struppigen Kopf.

„Sind alle da?“ — „Alle!“ heißt es.

Ein lebhaftes Reden erhebt sich. „Wo ich gewesen bin! Keiner hält es für möglich.“

„Prah! nicht! Ich sah dich im zweiten Stock aus dem Fenster gucken. Es ist verboten, sich im Haus zu verstecken.“

„Ich lief, als wäre der Teufel hinter mir.“

„Der hat dir dann wohl die Mütze vertauscht.“ —

Selten verläuft Trivater harmlos. Vertretene Füße, Beulen, zerrissene Kleider sind an der Tagesordnung. Die Schäden kommen nicht vor den Rat der Alten. Wer einen tüchtigen Puff nicht vertragen kann, soll wegbleiben. Die Risse werden in stiller Nacht gebessert. Es ist nicht gut, die Seelenruhe strenger Tanten, besorgter Schwestern zu gefährden. —

Interessanter, wenn auch nicht wilder, sind die Spiele der Erwachsenen im Sommer.

Sie sind alle zu Hause. Better Viktor ist da und Cousine Helene, dazu noch etliche Freunde und Freundinnen. Abends wird gespielt. Am liebsten Räuber und Wanderer.

Meine Mutter sitzt still lächelnd auf der Veranda und verfolgt das aufregende Spiel.

„Wohin versteckten sich die Brüder, Mama?“

Mama verrät nichts.

„Die Richtung kannst du wenigstens sagen.“

„Nein, nein.“ Aber unwillkürlich drehen sich die Nadeln des Strickzeugs dem Garten zu. Sie schlägt sich immer auf die Seite des Schwachen.

Zögernd, schreckhaft lösen wir uns von der Veranda. Sobald ein Blatt fällt, schreit Helene.

„Das geht nicht, Helenchen,“ beredet meine Schwester, „du klammerst dich an mich, so daß wir beide verloren sind. Wir müssen laufen können.“

Aber laufen kann Helene nicht. Kaum springen die Räuber mit bluterstarrendem Geheul aus dem Busch, steht sie wie angewurzelt, schreit wie am Spieß und — läßt sich fangen.

Auch uns Kindern klopft das Herz hörbar in der großen Stille vor dem Überfall. Wir haben richtig Angst. Aber graußig schön ist es, wenn die Räuber vorbrechen, als siele Reineke Fuchs in den Hühnerstall. Kreischend flattern wir auseinander. Hinter uns in mächtigen Säßen die Brüder. Sie sind so echt in ihrer Raubgier, daß ich als Kind in Tränen ausbreche.

„Ich verstehe, daß ihr gern fröhliche Spiele spielt,“ sagt meine Mutter, „warum aber das entsetzliche Geschrei. Ist das unbedingt nötig?“

Sie wird überstimmt. Einstimmig erklären alle, ein Spiel ohne Schreien ist saftlos, kraftlos, einfach undenkbar. —

Bei geringerer Beteiligung haben wir andere Spiele. Butterloch ist sehr beliebt. Da Löcher im Rasen dazu gehören, ist der Name teilweise verständlich. Was die

Butter soll, ist mir unklar. Höchstens kann ihr gänzlich^s Fehlen ausschlaggebend gewesen sein.

Zwischen den Löchern hindurch muß eine Kugel in das mittlere Butterloch getrieben werden. Da wir zur Abwehr einen gesunden Knüppel zur Verfügung haben, läuft das Spiel selten ohne Schmerzensschrei ab.

Es ist rein verheert! Da stehst du, wie ein zum Sprung bereiter Tiger. Der Knüppel zuckt in deiner Hand. Die Kugel rollt näher und näher. Jetzt! Nein, die Entfernung ist zu groß. Der Schlag hat keinen Schwung. Du holst aus. Krachend faust der Knüppel vor. Du meinst die Kugel; treffen tut es den Fuß.

Bei weitem zahmer ist Raški. Eigentlich heißt es Skatschki und bedeutet im Russischen „das Rennen“. Da wir aber vom Russischen nichts wissen, sagen wir einfacher „Raški“.

Zu Schaden kommen kann man dabei nicht. Man müßte denn aus Bosheit dem Gegner den Raškistock um die Ohren schlagen. So hoch versteigen wir uns nicht. Ein Wortzank genügt für die verwickeltesten Fälle. Mir scheint überhaupt Zank das Salz jeglichen Spiels zu sein, das luftreinigende Gewitter.

Sogar bei Babchen zanken wir uns. Und Babchen ist ein Lammerspiel. Schon der Name ist weich. Fünf glatte, unschuldweiße Steinchen gehören dazu. Die Hand schnellst sie in die Luft und fängt sie mit dem Handrücken auf. Eine große Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit kann sich dabei entwickeln.

Aber seltsam ist es, wie verschieden Augen sehen.

„Der Stein hat sich bewegt“, ruffst du triumphierend.
Der Gegner schließt die Hand energisch über seiner Beute.

„Er lag bombenstill!“

Man wußte damals nichts vom Krieg. Von einer Bombe, wenn man sie überhaupt kannte, setzte man voraus, daß sie still liegt.

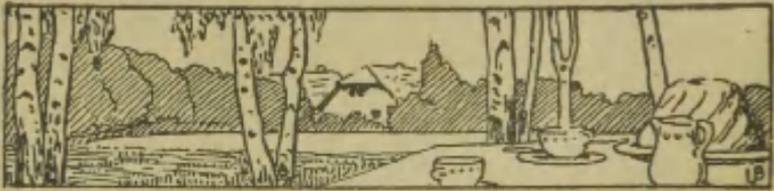
„Wie du so etwas behaupten kannst! Mit meinen Augen hab' ich es gesehen.“

„Hab' ich keine Augen?“

Die Mittagsglocke unterbricht wohlthätig den Streit.

Nach dem Essen sieht man uns vertieft in das Spiel.
Die Steine klappern, die Hand fliegt. Über den Schwert unserer Augen haben wir uns geeinigt.





7. Picnick.

Es ist Hochsommer! Die Häuser der Umgegend sind vollbesetzt. Da ist es Zeit, an das Picnick zu denken, das wir alljährlich mit den Nachbarn unternehmen.

Wer nimmt teil?

Extrabriefchen fliegen. Die Post, die zweimal die Woche wie ein Bote des Himmels begrüßt wird, besorgt sie bereitwillig. Das Doktorat mit seiner reichen Kinderwelt sagt zu. Das Pastorat kommt mit Kind und Regel. Gut Lyson schießt seine Jugend. Daß wir von der Partie sind, ist selbstverständlich.

Die Hausfrauen geraten in Aufregung. „Was backen wir? Was nehmen wir mit?“

Reichlich soll es sein, gut soll es sein. Wenn möglich, etwas Besonderes. „Der Stachelbeerkuchen letztes Jahr aus dem Doktorat war herrlich geraten,“ klagt meine Mutter, „noch heute spricht der Baron davon.“

„Nächstes Jahr spricht er von deinem Rümmelkuchen, deiner Leberwurst,“ sagen wir mitleidig.

Meine Mutter ist nur halb getröstet. Sie hat kein Auge für eigene Vorzüge. Immer nur für die anderer.

Als der Tag fest in Aussicht genommen ist, beginnen die Wetterforgen. Wir beobachten den Mond, die Wolken. Eines Tages liegt der hundertjährige Kalender auf dem Tisch. „Vor hundert Jahren am Mittwoch war ein starkes Gewitter,“ verkündet mein jüngster Bruder mit Eifer.

„Mach’, daß du weiterkommst mit deinen Prophezeiungen,“ schnauzt einer der Brüder.

Seitdem sind wir vorsichtig. Wir beten abends im Bett: „Lieber Gott, ein recht schönes, sonniges Wetter. Und wenn es sein kann, tags zuvor einen kleinen Regen, daß unsere neuen Kleider auf der Fahrt nicht vollstauben.“

Am Vortag sind wir in der Küche. Wir helfen. Meine Mutter hat nur Augen für den Wurstkessel. Als die Wurst ungeplast glücklich unter dem Briefbeschwerer liegt, um eine schlanke Figur aufzuweisen, atmet sie auf. Ihr Interesse wendet sich den Rümmelkuchen zu.

Im Bratofen schmurgelt es vielverheißend. Ein Spanferkel, so schön wie nur je eins im Schlaraffenland umherlief, soll um die Gunst des Barons buhlen. Hinter dem Herd rupft die Küchenmagd unermüdlich Hühner. Am Tisch legt Peter Gurken ein.

Oben packt meine Schwester.

Der Schauplatz des Picknicks ist ein Birkenwäldchen an der Aa dicht am Schulhaus. Die Lehrersfrau liefert alljährlich das Geschirr. Nur das Intime: Brotkörbe, Messer und Gabeln, Zuckerdose, Rahmkanne bringt man mit. Vor allem die heimische, gut eingekochte Rasseckanne.

In den Schlafstuben treffen die jungen Mädchen ihre Vorbereitungen. Es wird genäht, gebügelt.

Der Kutscher im Stall puzt seine Pferde, wäscht die Equipagen. Ströme von Wasser fließen. Auch ein Kutscher hat seinen Ehrgeiz.

Wir schlüpfen heimlich zu Peter, dem Wetterpropheten. Sein Ausspruch ist dunkel wie gewöhnlich. „Wenn der liebe Herrgott böse ist, so schilt er“, sagt er. Also das Gewitter des hundertjährigen Kalenders schwebt doch in der Luft! Mein Bruder trägt den Kopf höher. Er beschließt, den geschmähten Kalender zu sich zu stecken. An Ort und Stelle, beim Toben der Elemente soll er mitreden.

Und nun ist der Tag da.

Es ist warm. Der Himmel dunstig. Bloß der Regen ist ausgeblieben. Als die Equipagen aus dem Hof fahren, steht der Staub mauergleich.

Ich lenke auf einer leichten Brettdroschke den Stolz meines Vaters, einen schlankgliedrigen Araber. Da er neben andern Anarten die des Reißausnehmens nicht hat, ist mein Amt nicht gefährlich. Bloß: meine Frau, die Ilsebill, will nicht so, wie ich wohl will! Der Araber ist ehrgeizig: Da er die Tete des Zuges nicht haben soll, steckt er zum wenigsten seine Nase in die vorausfahrende Equipage. Lebhafter Protest deswegen. Der Araber beißt.

„Halt den Gaul zurück!“ schreit mein Bruder.

Schreien und tun ist zweierlei. Halten, ja ich halt nach Kräften. Aber diese Kräfte neben denen des Arabers sind gering. Meine Lage wird kritisch. Borne schilt mein Bruder, hinten die Schwestern. Sie sehen die Sonne nicht vor Staub. Ich rufe um Hilfe.

Der Zug hält. Ein erregter Wortwechsel. Dann lenke ich den Araber an die Spitze des Zuges. Stolz fahre ich voraus. Stolz halte ich am Schulhaus.

Das Doktorat ist vor uns eingetroffen. Wir klopfen den Staub aus Haar und Kleidern und suchen den Picknickplatz auf.

Es ist ein grüner Platz unter grünen Birken. Die Ua fließt daran vorüber. Tische und Stühle stehen nach Bedarf. Eine Holztribüne ist als Tanzboden gedacht.

Wir begrüßen uns. Stimmengewirr und Lachen tönt. Neue Gestalten tauchen auf. Es ist das Pastorat mit seinen Gästen.

Da, Musik! Alles horcht auf. „Prager!“ wird gerufen. Die Musik nähert sich. Die Jugend aus Lyson biegt um die Ecke. Die Musikanten folgen.

Ein allgemeiner Jubel erschallt. „Wie schön! Ein Picknick mit Musik. Da können wir nachher richtig tanzen.“

Unterdessen geht im Hintergrunde die Vorbereitung zum Kaffee vor sich. Die Dienstboten tragen das Nötige zu, decken die Tische, laufen geschäftig bald zum Fluß, bald zum Haus. Die Hausfrauen übersehen die mitgebrachten Vorräte. Es wird alles zusammengetan. Einträchtig liegen Stachelbeerkuchen und Rümmelkuchen beieinander. Wir Kinder halten uns gern in der Nähe auf. Eine gelinde Aufsicht ist am Platze. Es gab schon mal ein Picknick, bei dem der Hund aus dem Schulhause das Beste aß. —

„Zu Tisch!“ wird gerufen, „zu Tisch!“

Es bilden sich Kreise. Die alten Herren finden sich zusammen. Dieses Picknick ist der einzige Ausflug, den mein Vater mitmacht. „Auf dem Rasen den Kaffee trinken, Kinder, das kann ich nun mal nicht,“ sagt er, „wo soll ich meine Tasse lassen, wo mein Brot. Am gedeckten Tisch lasse ich mir die Bäume umher gefallen.“ — Die Jugend setzt sich zusammen. Die Kinder lagern im Gras.

Nachher verschwindet das Tischlein-deck-dich, so schnell es entstand. Spiele werden improvisiert, es wird getanzt. Die Kinder vergnügen sich auf ihre Weise. —

Zum Abend wird es gemütlich. Windlichter stehen auf den Tischen. Bunte Lampen leuchten aus den Zweigen. Ein mächtiger Scheiterhaufen wirft seine Flammenzungen bis hoch in die Birken. Die jungen Leute machen sich den Spaß, da hindurch zu springen. Ein Verwandter von uns hat seinen Hund mit sich, ein schönes Tier, das mit seltener Treue an seinem Herrn hängt. Sobald dieser mit kräftigem Sprung das Feuer quert, setzt Bojar nach.

Bei einer Erdbeerbowle sitzen die alten Herren. Des Doktors fröhlicher Bruder ist der Erzähler. Als Knaben waren sie in einem Landpastorat in Pension. Der Pastor war ein strenger Erzieher. Er besaß den Respekt, aber nicht die Liebe seiner Zöglinge. Wenn es sein konnte, spielten die ausgelassenen Buben ihm gern einen Poffen. In trockener Zeit wartete der Pastor vergebens auf einen erfrischenden Regen für seine Gärten. Abend für Abend saß er in seinem Studierzimmer am Fenster und schaute nach Wolken aus. Eines Abends — es ist dunkel —

der Pastor traut seinen Ohren nicht — ertönt deutliches Plätschern. Er öffnet das Fenster und streckt beide Hände aus. Es regnet! Zwar nur ein feiner Staubregen, aber immerhin die erwünschte Gottesgabe. Erfreut schließt er das Fenster und geht zur Ruhe. Am andern Morgen stehen Busch und Baum staubbedeckt wie zuvor. Allein vor des Pastors Fenster dunkelt ein feuchter Fleck. Die Buben hatten es aus ihrer Gießkanne regnen lassen.

Es wird spät und später. Die Nacht ist da. Schon fehlt das Doktorat. Um die Körbe ist eine eifrige Tätigkeit. Metall klirrt, Papier knistert. Die Dienstboten stehen in Mänteln bereit, sie fortzutragen.

Der noch vorhandene Kreis von Besuchern sitzt eng zusammen beim Schein des letzten Windlichts. Die Papierlampen sind verlöscht. Wie dunkle Kugeln hängen sie im Gezweig. Noch schallt munteres Geplauder, dazwischen Gesang. Aber das bunte Bild ist es nicht mehr.

„Auf! Auf!“ mahnt das verständige Alter.

Wir Kinder sind keck geworden. Wir stehen unter den Großen und lauschen ihren Gesprächen. „Bloß nicht!“ betteln wir, „bloß nicht! Es ist ja so schön!“

Aber das Schönste, wie das Schwerste hat ein Ende. Der allgemeine Aufbruch ist da.

Vor dem Schulhaus drängen sich die Equipagen. Die Rutscher rufen durcheinander. Ein fröhlicher Abschied! Jeder eilt zu seinem Platz. „Hierher,“ heißt es, „das ist nicht unser Wagen. Du verirrst dich.“

„Kinder, ich sage, wo ich heute noch ankomme! In der Dunkelheit finde ich mich nicht mehr.“

„Na ja, die Bowle war stark.“

„O pfui! Ich hatte nicht mehr wie ein Glas.“ —

Ein Wagen nach dem andern entwirrt sich und rollt die Straße hinauf. An der Wegbiegung trennen sie sich. Wir bleiben allein.

In Anbetracht der vorgerückten Stunde ist mir das Amt des Kosselenkers genommen. Mein Vater hat einen Wagen, die große Brettdroschke genannt. Sie hat ein breites Unterbrett zur Aufnahme von Gepäck. Hier liegen wir Kinder auf nächtllicher Fahrt. Es ist nicht weich. Aber schläfrige Kinder schlafen bekanntlich überall.

Wir sind in einem Dämmerzustand. Wir hören Hunde bellen, fernen Hahnenschrei. Es geht zwischen Zäunen, zwischen schlummernden Gehöften hin. Dann umfängt uns feuchter Wiesenduft, Feldatem. Der Sternenhimmel beugt sich zu uns herab.

Da hält unser Wagen. Schlaftrunken fahren wir auf. Die Abbrücke ist da.

Die Na ist im Sommer ein harmloser Fluß mit malerischen Ufern, der Livland in unzähligen Windungen durchweilt. Im Frühjahr steigt sie, überschwemmt Wiese und Weg und reißt Brücken mit sich. Daher hat sie an vielen Stellen Sommerbrücken, die im Herbst geborgen werden. Auf mächtigen Böcken überspannen sie den Fluß, sind einigermassen lustig gebaut und haben kein Geländer.

Die Brücke, die wir vor uns haben, ist in unsern Augen berühmt. Ihre Unglücksfälle sind nicht zu zählen. Erst letztes Jahr stürzte der Doktor mit Kutscher und Equipage zur Nachtzeit ab. Im Fallen klammerte er sich

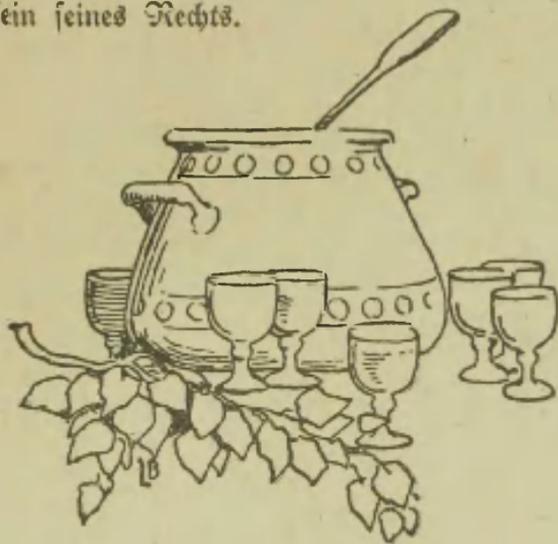
an einen Balken, rettete den Rutscher und mit Hilfe herbeieilender Leute die Pferde. Seitdem steigen wir bei der Überfahrt aus. Während die Equipagen mit nur einem Lenker langsam das schütternde Gerüst überwinden, gehen wir klopfenden Herzens nebenher. Zwischen den Brückenbalken sehen wir den dunklen, rasch dahin schießenden Fluß. Besonders nachts ein angenehm gruseliges Gefühl. Nicht um die Welt wollen wir es missen. —

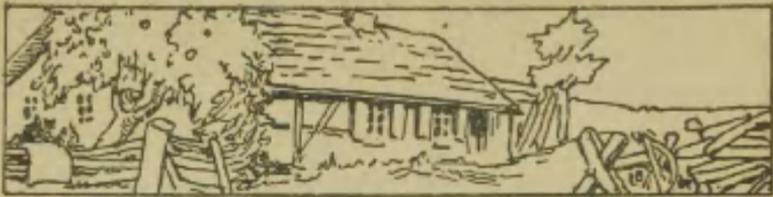
Als wir zu Hause ankommen, schlafen wir Kinder. Geweckt, stolpern wir taumelnd über die Schwelle. Die Großen lachen über unsere übernächtigen Gesichter.

„Das Gewitter ist nicht gekommen“, murmelt mein jüngster Bruder.

„Er träumt“, sagt jemand.

„Aber nein!“ Er schüttelt den Schlaf von sich. „Das Gewitter aus dem hundertjährigen Kalender“, sagt er im Bewußtsein seines Rechts.





8. Mary und July.

Wir haben einen alten Verwalter auf dem Gut, einen schweigsamen, gebückten Mann. Nie sieht man ihn ohne Stock. Er wird von jung und alt „Papping“ genannt. Daß er etwas Väterliches an sich hat, kann ich nicht behaupten. Es sei denn, daß in alten Zeiten der Vater mit dem Stock in der Hand gedacht wurde.

Er hat zwei Töchter. Sie sind besser erzogen, als es die Einfachheit des Vaters voraussetzen läßt. Daher haben sie auf dem Hof keinen Umgang. Daß ihre Bildung tief geht, wage ich nicht zu behaupten. Auf unsere tägliche Frage: „Ist Mary zu Hause?“ folgt von der Schwester July prompt die Antwort „Mary ist herein“. — Von den drei Zimmern ist eins die gute Stube mit Wachstuchmöbeln, Blumen am Fenster und sehr viel Filetdecken. Die Stube wird nie benutzt. Der Verwalter und seine kränkliche Frau machen es sich im zweiten Zimmer bequem, wo sie das sein können, was sie sind: schlichte Bauern. Das dritte Stübchen gehört den Schwestern. Hier ist Mary „herein“.

Die Schwestern mögen zu der Zeit jung gewesen sein.

Uns erscheinen sie alt. Sie haben ein seltsam altfränkisches Aussehen, als stammten sie aus dem Mittelalter. Wir zerbrechen uns den Kopf, wie Mary und July ihr Haar machen. Der Aufbau ist künstlich. Hoch gebauscht à la Marie Antoinette, aber mit gedrehten Locken, die auf den Nacken fallen. Sie müssen Stunden brauchen, ihn aufzustecken. July führt die häusliche Wirtschaft. Wenn wir ihr auf dem Wege zum Schwein mit dem Trankimer begegnen, ist diese Frisur besonders eindrucksvoll. Sie hat ein Tuch darüber gebunden. Aber die Locken lassen sich nicht bändigen.

Mary „näht auf der Maschine“, wie die Leute sagen. Das heißt, sie schneidert. Nebenbei gibt sie deutsche Stunden. Ich habe ihre Schülerinnen nicht geprüft. Jedenfalls werden sie die Antwort: „Mary ist herein“ mit übernommen haben. Wir besuchen die Schwestern gern. Fast täglich schlüpfen wir in das Stübchen. Es hat einen grünen Schimmer von den grünen Birken vor dem Fenster und einen eigenen Geruch nach welken Rosenblättern. Auf der Kommode stehen Muscheln und selbstgeklebte Kasten und Körbchen. Aus Muscheln sind auch die Rahmen der vielen Bilder an der Wand. Daher setzt sich bei mir der Eindruck fest, als hätten Mary und July in früheren Zeiten irgendwie mit dem Meere in Verbindung gestanden. Es fehlt nicht viel, so halte ich sie für verbannte Nixen.

Die gelb gewordenen Photographien in den Rahmen stellen die Verwandten der Schwestern vor. Von einigen haben sie mitunter Besuch. Wir finden eines Tages, als wir ahnungslos ins Zimmer laufen, zwei Kinder vor.

Sie heißen Lucy und Hugo und imponieren uns sehr. Lucy hat noch keine Frisur, aber lose hängendes Haar, während wir mit dem Krummkamm gehen. Hugo zieht alle Augenblick eine Uhr.

Sie nennen den alten Verwalter Großvater. Unsere Scheu verliert sich bald. Es zeigt sich, daß Lucy und Hugo im Grunde rechte Kinder sind, mit denen man herrlich spielen kann. Der grimme Verwalter entpuppt sich als rechter Großvater, der die Kinder liebevoll auf die Schulter klopf und uns einladet, wiederzukommen. Sonst hat er nur einen mißtrauischen Blick für uns.

Wir lassen uns das nicht zweimal sagen. Jede freie Stunde verbringen wir in der guten Stube des Verwalters. Vor unsern nicht verwöhnten Augen tauchen nie geahnte Mengen von Nüssen, von Bonbons auf, um die wir begeistert Lotto spielen. Wir sind betrübt als Lucy und Hugo abreisen. —

Weit im Walde — wir sehen das Haus aus unserm Fenster — wohnt der Förster. Es ist Marys und Julhs Onkel. Er ist „gelernter Koch“, wie man in Livland sagt. In jungen Jahren kochte er bei einem Großfürsten. Jetzt hat er auf seine alten Tage geheiratet und ist Förster geworden.

Seine Kunst vergißt er darum nicht. Bei Festlichkeiten holt er sein großfürstliches Gewand hervor und kocht bei uns. Zu Hause hat er die schönsten Kuchen, das leckerste Eingemachte. Wer will es uns verübeln, daß wir gern seine Gäste sind. Seine Frau ist freundlich. Sein blaßes,

kleines Mädchen leider um so mürrischer. Vergeblich versuchen wir, es zum Reden zu bringen. Es hält den Finger im Mund und schweigt, als sei es stumm. Liebevoll streicht ihm die Mutter über den Kopf.

Eines Morgens beim Erwachen sehen wir verstörte Gesichter. Wir sollen es nicht wissen. Aber wer bindet lettischen Kinderfrauen den Mund. Wir wissen es vor Mittag.

Unser stilles Gut, das nie der Schauplatz einer Untat ist, wenn man Schlägereien und Pferdediebstähle abrechnet, weiß von einem schauerlichen Verbrechen zu erzählen:

Die freundliche Förstersfrau ist ermordet!

Wir sind erschüttert! Wir sind auseinander! Der Hof spricht nur noch von dem Mord.

Der Vorgang ist folgender: Vor Tagesanbruch klopft es an des Försters Fenster. Der Wald brennt. Der Förster und der nebenan wohnende Buschwächter eilen zur Brandstätte. Sie ist weit, aber der Brand bald gelöscht. Der Förster kehrt heim. Als er am Fenster seines Hauses vorbei geht, sieht er, daß die Scheibe zertrümmert ist. Die Haustür leistet beim Öffnen Widerstand. Er braucht Gewalt. Ein Körper versperrt sie. Im Zimmer herrscht die größte Unordnung. Die Kommode ist mit dem Beil geöffnet, ihr Inhalt liegt auf dem Fußboden. An der Tür liegt die Förstersfrau mit gespaltenem Kopf. Als der Förster hinausstürzt und um Hilfe ruft, ertönt klägliches Weinen aus dem Schlafzimmer. Die kleine Toni klammert sich an den Vater. Einmal auf seinem Arm, beruhigt sie sich bald. Weiß sie das Schreckliche?

„Wer hat die Scheibe zerbrochen?“ fragt der Vater.
„Andres,“ sagt das Kind, „er hat die Flinte genommen und Mama totgeschossen.“

Andres ist der übel beleumundete Sohn des Buschwächters.

Die Aussage des Kindes erweist sich als richtig. Die Frau ist erschossen. Sie mag Lebenszeichen von sich gegeben haben. Das Beil traf die Bewußtlose. —

An diese That schließt sich eine langwierige Untersuchung. Der Bestand wird aufgenommen, Andres in Haft gesetzt. Er leugnet standhaft. Das Kind ist der einzige Zeuge.

Tags darauf gehen wir mit Mary ins Forsthaus. Die kleine Toni kann nicht ohne Aufsicht bleiben. Wir holen sie ab. Armes Kind! Jetzt streicht ihr keine Mutterhand liebevoll über das Haar.

In Marys und Julys Hut taut Toni auf. Sie erzählt Einzelheiten der Mordtat, die sie angesehen, aber nicht erfaßt hat. Unterdessen geht die Untersuchung ihren Lauf. Die Herren vom Gericht wohnen bei uns. Raum wird aber das Kind Fremden gegenübergestellt, schweigt es.

„Toni“, sagt der Vater freundlich, „da steht Andres. Hat er in der Nacht unsere Fenster zerbrochen?“

Keine Silbe kommt über die Kinderlippen. Die Untat klärt sich nicht. Der mutmaßliche Mörder wird verschickt. Ob mit Recht, oder Unrecht? Ein vierjähriges Kind hat sein Urtheil gesprochen. —

Seit dem traurigen Ende der Förstersfrau sind wir im Forsthaus häufiger als zuvor. Mary ist hinüber gezogen und sieht nach dem Rechten. Ein Jahr ist nicht verflossen,

da hat Mary uns Wichtiges zu erzählen. Sie ist überhaupt die Chronik des Gutes, und zwar die Abteilung „Lokales“. „Man sagt“, „So erzählte wer“ fangen ihre Meldungen an. Sie bringt sie mit eigentümlich geheimnisvoller Stimme.

Diesmal kündigt sie, daß der Förster auf Freierrfüßen geht. Nach einigen Wochen zieht eine stille, ich möchte sagen verschrumpfte Frau ins Forsthaus. Sie macht den Eindruck, als hätte sie lange vergessen im Keller gestanden und wäre sauer geworden.

Mary kommt nach Hause. Das Interesse am Forsthaus wird welk.

Es nimmt wieder Farbe an, als die unscheinbare Frau nach kurzem Eheglück auszieht. Ihr Tod wird mehr besprochen als ihr Leben.

Diesmal braucht der Förster nur Wochen, die Verstorbene zu verschmerzen. Er hat auch nicht viel Zeit. Er nähert sich stark den Sechzigen. Meine Mutter soll Brautwerberin sein.

Die ausersiehene Braut gehört zu den Feinen. Nicht so wie der livländische Bauer sich das Feinsein vorstellt: „Keinen Finger rührt sie an die Arbeit.“ Aber ihr Vater hat eine Bude. Sie spricht deutsch und ist ein gutmütiger, fröhlicher Mensch. Als meine Mutter vom Alter des Bräutigams spricht, das eventuell abschrecken kann, zeigt sie lachend ihre gesunden Zähne. Es ist das ein Naturfehler, keine Bosheit: „Nu davon, gnädige Frau, wollen wir nicht reden. Ich bin auch nich jung, dreißig durch. Wenn er sonst ein guter Mensch ist! Und das Kind

will ich leben lassen. Keine Sünde will ich auf dem Herzen haben.“

Mit solch guten Vorsätzen zieht die dritte Frau ins Forsthaus. Es gibt eine große Hochzeit. Der Förster besinnt sich auf seine Kochkenntnisse und richtet ein wahrhaft großfürstliches Diner her. Es fehlt nichts dabei als der Großfürst.

Mary und July in augenblendenden Kleidern feiern mit. Wir fehlen nicht. Wir werden von unsern Gefühlen hin und her gerissen. In dem Raum, wo der schreckliche Blutstleck dunkelt, wird fröhlich getanzt. In der Schafferei aber stehen sechs Torten. Sage und schreibe — sechs Torten. Alle mit Zuckerguß und bunten Röschen. Ein Messer liegt dabei. Wir dürfen davon abschneiden, ehe sie zum Hochzeitskaffee verschwinden.

Die Hochzeit bleibt lange in unserer Erinnerung. Nicht der Torten wegen allein. Unser Kutscher, der Hochzeiten absolut nicht verträgt, verwechselt beim Nachhausefahren den dunkelnden Graben mit dem moorigen Weg. Ein zerbrochenes Rad, ein sich wild schlagendes Pferd, undurchdringliche Nacht, einsamer Wald schaffen ein Bild, das sehr romantisch, aber nicht angenehm zu erleben ist. —

Mary feiert die obligaten drei Feiertage einer livländischen Hochzeit mit. Als sie darauf wieder in ihrem Stübchen sitzt, ist ihre Frisur ohne Tadel. Das Gesicht hat einen grauen Schimmer. Wir kommen auf den Gedanken, daß der Geruch welcher Rosenblätter von ihren Wangen ausgeht. Sie verblühen zusehend.

Unsere Besuche im Forsthaus, die während der zweiten Frau auf Null standen, schnellen jetzt fast bis zum Siedepunkt empor.

Mary als treue Begleiterin, traben wir den nassen Wiesenweg zum Forsthaus. Es geht durch die Halbkörneransiedlung. Der Hof ist in einem Zustand, als wäre die Sündflut eben abgelaufen. Dagegen spricht der reiche Bestand an Rindern, Hühnern und Schweinen, die sich darauf tummeln.

Im Forsthaus finden wir freundliche Aufnahme. Ein Tisch wird in die Mitte gerückt, eine blaugewürfelte Decke darüber. Tassen von ungewöhnlichen Dimensionen folgen. Sie sind aus der väterlichen Bude. Sie haben einen gelben Rand und schimmern wie Perlmutter. Die Zuckerdose ist aus Glas. Jedes Stück Zucker ein kleiner Montblanc. Der Kuchen krönt das Ganze und die mächtige Kaffeekanne.

Die Jahre gehen. Der Förster hat neben Toni einen dunkeläugigen kleinen Sohn und ist endlich glücklich. Wir sind zur Stadt gezogen. Unser Besuch wird selten.

Mary und July verändern sich nicht. Still wie die Mäuse leben sie ihr ereignisloses Leben. Äußerlich! Innerlich geht eine schmerzliche Veränderung vor sich. Mary wird sonderbar. Sie ist „vermischt“, wie die Leute sagen. Ob sie sich im stillen Hoffnung auf den heiratslustigen Onkel gemacht hat, ob die Ungerechtigkeit eines dreifachen Eheglücks sie verbitterte. Genug, sie ist nicht, wie sie war. Ihre sonst harmlosen Lokalnachrichten triefen von Mißtrauen.

Keiner, der sie nicht absichtlich kränkte, ihr Fallen stellte.
Die Bosheit der Welt nimmt in ihren Augen reißend zu.

Als der Verwalter stirbt, ziehen Mary und July fort.
Sie entschwinden unserm Gesichtskreis.

Mit Struwelpeter spreche ich: „Wo der Wind sie
hingetragen, ja, das weiß kein Mensch zu sagen.“





9. Silberhochzeit auf dem Lande.

Mitten im Sommer haben meine Eltern Silberhochzeit. Jahre vorher reden wir davon; Wochen vorher beginnen die Vorbereitungen. Endlich werden die Säle des Hauses, seine vielen unbewohnten Räume zur Geltung kommen. Sie werden gelüftet, gestäubt. Der Maler, der Tischler schlagen ihre Wohnung dauernd bei uns auf. Täglich wird zur Bude gefahren. Bude ist so viel wie Kramladen in Livland. Sie enthält so ziemlich alles, was des Leibes Notdurft und Nahrung im weitesten Sinne erfordert. Meine Schwester schreibt ellenlange Besorgungszettel. Was die Bude nicht hat, muß die Stadt liefern.

Unser Vorrat an Bettzeug, an Glas und Tafelgeschirr kann den erforderlichen Bedarf nicht decken. Zwei Verwandtenhäuser helfen aus. Hochbepackte Wagen werden von uns Kindern mit Jubel empfangen und ausgepackt. Geheimnisvolle Wandschränke, nie zuvor geöffnet, erschließen sich und nehmen den fremden Reichtum auf. Es gibt nur ein Thema, die Silberhochzeit!

Im Garten, im Hof ist es ebenso. Nie sind die Gemüsebeete unübersichtbarer gewesen. Peter treibt die Melonen

im Warmbeet, hält künstlich die Erdbeeren zurück. Schweine werden gemästet, Kälber getränkt. An Mißgeschick fehlt es nicht. Eines Morgens bringt mein Bruder die Nachricht, daß das schönste Kalb verendet ist. Es wird ausgiebig beklagt. „Wieviel schöne Milch hätte es geben können,“ sagt gramvoll meine Mutter.

„Bei dieser Hoffnung hättest du allerdings eine Enttäuschung erlebt,“ bemerkt mein Bruder trocken, „es war ein Bollkalb.“

Anfang Juni füllt sich das Haus. Alle Geschwister kehren heim. Dazu ihre Freunde und Freundinnen. Die Vorbereitungen breiten sich aus.

Im zweiten Stock wird ein Zimmer eingerichtet, das meine Eltern nicht betreten dürfen. Hier werden Tischkarten gemalt, Papierlaternen geklebt, Geschenke gearbeitet, Überraschungen entworfen. Was Bunteres kann man sich schwer vorstellen. Einer schreibt Theaterrollen aus, der zweite schneidert Kostüme, der dritte läuft in heller Begeisterung auf und ab und dichtet Couplets. Wir Kinder, wie ein Mückenschwarm, sind überall.

Eine Woche vorher steigt das Fieber.

Das Haus ist in Ordnung. Jede Thür trägt in sauberer Schrift die Namen derer, die sie beherbergen soll. Ein Zimmer ist für die jungen Mädchen bestimmt. Peter hat unermüdlich frisches Heu nach oben getragen. Wir haben die Bettücher zusammengenäht und ein Massenlager gerichtet. Das nennt sich in Livland „Braß“. Gerade so ein Braß entsteht für die jungen Herren im Nebenhaus.

Die Rollen sind alle verteilt. Bis ins kleinste weiß jeder in Haus und Hof, was seines Amtes ist.

Meine Mutter tritt ihre Hausfrauenpflicht ab. Ein Koch wird in der Küche walten, eine Wirtschafterin die Vorräte beaufsichtigen. Unsere Köchin kocht fürs Hauspersonal.

Das Vieh verläßt seine heimischen Penaten und kampiert in der Koppel. Die fremden Pferde ziehen in den Viehhof. Keller und Vorratskammer können die Vorräte kaum bergen. Und noch schleicht die Sorge durchs Haus. Es ist zu wenig Fleisch. Das Kalb fällt aus, Schweinefleisch ist kein Braten für den Silberhochzeitstisch. Das Geflügel ist ausgeblieben. Mein Vater besitzt ein Gut. Von dort her sollte es geliefert werden. Nun schreibt der Verwalter, es wäre gar zu mager. Im letzten Augenblick kommt als erstes Silberhochzeitsgeschenk ein geschossener Elch. Hurra! Und da das Glück, wie das Unglück ungern einsam bleibt, so taucht das Geflügel auch noch auf. Es hat sich auf seine Pflicht besonnen und ist fett geworden. Die Sorge ist gehoben.

In diesen Tagen ist eine Scheune auf dem Hof der Wallfahrtsort. Dort sollen die Aufführungen stattfinden. Tischler Pidde schafft darin mit seinen Gesellen. In jeder Ecke entsteht ein Stübchen, die Ankleidezimmer für Herren und Damen. Davor erhebt sich die Bühne. Wieder davor die Bänke für die Zuschauer. Als die rohe Holzarbeit fertig ist, beginnt das Schmücken. Fahnen, Girlanden, bunte Lampen machen aus dem häßlichen Raum einen Palast aus Tausend und eine Nacht, vergänglich, prächtig!

Drei Tage vorher kommen die ersten Gäste. Es sind die Teilnehmer an den Aufführungen. Bis in die Nacht wird geprobt. Wir Kinder sitzen als Publikum in den Bänken. Der Hauptschauspieler ist mein zweiter Bruder. Auf jeder Bühne kann er sich sehen lassen. Plötzlich stockt er im Spiel, schweigt und geht still ab. Ein Fragen erhebt sich. „Was ist? Bist du krank?“

„Eine Maus lief durch die Scheune,“ sagt er ruhig.

Der stattliche Jüngling teilt mit andern Größten die Furcht vor der kleinen Maus. —

Und dann dreht sich die Erde zum letzten Mal um sich selbst. Der Vortag ist da.

Nachmittags fängt das Fahren an. Wir Kinder sind auf dem Lugaus. „Vier Pferde!“ melden wir. „Wieder vier Pferde.“

Aus weiter Ferne kommen sie, die unzähligen Freunde und Verwandten des Hauses. Mein Vater hat in verschiedenen Gegenden Livlands gewohnt. Überall hat er Bekannte. Zur Silberhochzeit kommen sie ungeladen. Bloß angesagt haben sie sich.

„Postglocken!“ rufen wir. Das sind Städter. Als der Diener die Wagentür aufreißt, tönt ein energisches „Salt!“ Vier alte Herren sitzen drin. Um sich die Zeit abzukürzen, spielen sie Karten. Die Runde ist nicht aus. Jubelnd umstehen wir den Wagen, die ungeduldigen Pferde, während die Herren, von Zigarrenrauch eingehüllt, gleichmütig ihr Spiel beenden. — Abends ist im Saal gedeckt. Die Ferngäste sind alle da. Unten herrscht fröhliches Stimmengewirr. Oben richtet man sich ein, packt aus. Dazwischen huscht

die Dienerschaft. Sie hat sich merklich vergrößert. Wer einen fixen Diener hat, bringt ihn mit. Verwundert sehen wir die fremden Gesichter. —

Sonnig bricht der zwölfte Juli an. Der letzte Stein fällt vom Herzen der Gastgeber. Bei schönem Wetter feiert sich eine gut vorbereitete Silberhochzeit von selbst.

Es wird lange geschlafen. Der große Tag wird seine Anforderungen stellen. Viele trinken auf ihrem Zimmer. Um elf Uhr ist die Silbertrauung im engeren Kreis der Bekannten. Darauf ist Frühstückstafel.

Nachher wird es still im Hause. Alles zieht sich zurück. Allein die Dienerschaft ist fieberhaft tätig.

Um vier beginnt das Fahren in verstärktem Maß. Die Umgegend bringt ihre Gäste. Die Nachbarn kommen. Viele haben sich bei ihnen einquartiert. Aber auch Fremde tauchen auf, meinen Eltern aus jungen Tagen bekannt. „Ist es erlaubt“, heißt es, „aus alter Freundschaft.“ Mit offenen Armen wird jeder aufgenommen. Die Tischordnung wechselt stündlich.

Im Saal wird Kaffee gereicht, Tee, Schokolade. Backwerk in undenkbaren Mengen. Überhaupt ist die Bewirtung reichlich und gut. Auserlesen nach heutigen Begriffen ist sie nicht.

In der hundertköpfigen Menge geht es munter her. Bekanntschaften werden erneuert, neue geschlossen. Allein in Livland kennt man diese familienhafte Vertrautheit durch Generationen.

Von der Jugend wird bald hier, bald da jemand geholt. Die Aufführungen sollen ihren Anfang nehmen.

Bald zieht die Festgesellschaft über den Hof. Das Gebiet hat sich am Wege gesammelt, staunt und tauscht Bemerkungen.

In der Scheune ist es dämmerig. Nur die Bühne strahlt. Ein Summen wogt durch die Bänke. Als alle sitzen, schlägt das Tor zu. Ein Theaterstück, lebende Bilder, einzelne Scherze, Gesang ziehen vorüber.

Unterdessen wird im Hause die Hochzeitstafel gedeckt. Nikanor dirigiert. Alles fliegt nach seinem Gebot. Das Essen nachher ist der Höhepunkt des Tages. Feierliche Reden, gehalt- und gemütvoll, dazwischen Scherz und Witz, fröhliche Unterhaltung, lustige Neckerei. Vor allem viel Gesang. „Hoch!“ schallt es, „hoch sollen sie leben, dreimal hoch!“

An die Mittagstafel schließt sich der Tanz. Was die Musik anbetrifft, so ist man in Livland nicht verwöhnt. Zur Silberhochzeit hat mein Vater eine jener durchs Land ziehenden Truppen angenommen, die man kurzerhand „Prager“ nennt. Sie machen ihre Sache brav. Unermülich blasen, geigen, flöten sie ihre Tänze. Die Jugend fliegt in überschäumender Freude dahin.

Wer nicht tanzt, vergnügt sich im Freien. Draußen in den Lauben und Gängen in der lauen Sommernacht geht es munter zu. Die Alten plaudern. Ihr herzliches Lachen, ihr Scherz mit der Jugend wirkt ansteckend.

In den Pausen werden Erfrischungen gereicht: Tee, Limonade, Bouillon mit Piroggen, Melonen, Beeren, Gebäck. Die Abendtafel ist kalt. Jeder bedient sich selbst. —

Für mich ist der Schluß des Tages tragisch. Ich zähle elf Jahre. Meine dreizehnjährige Schwester und die gleichaltrigen Freundinnen tanzen fröhlich mit. Backfischchen sind beliebt. Wer tanzt mit einer Elfjährigen!

Meinen Kummer zu krönen, suche ich vergebens mein neues Hochzeitskleid. Ein neues Kleid ist bei der Einfachheit, mit der wir aufwachsen, ein Ereignis. Zwei erhalten wir zur Silberhochzeit. Eins für den Vorabend. Es hat seinen Zweck erfüllt. Weiß ist das Hochzeitskleid.

Nach den Aufführungen stürze ich nach Hause an den Schrank. O Schreck, das Kleid ist fort! Bei dem häufigen Umkramen ist es verlegt. Wo danach forschen? Meine Mutter, die Silberbraut, ist für mich unerreichbar, die Schwestern unauffindbar. Ich klage meine Not einer Tante. „So behalt das blaue Kleid an,“ ruft sie gefühllos und ist verschwunden. Auf's tiefste enttäuscht stehe ich hier, stehe da. Ich werde mir meines völlig unnützen Daseins bewußt. Still nehme ich ein Licht, durchschreite damit den wogenden, leuchtenden Saal — und gehe zu Bett.

Drunten aber geht das Fest weiter. Von den Nachbarn, die eine weite Fahrt haben, brechen die ersten auf. Der frühe Sommermorgen blickt in die Fenster. Vor der Haustür sammeln sich die Equipagen. Die Musik zieht schließlich vors Haus. Jeder Scheidende erhält ein Abschiedslied, einen Tusch. Das Fest ist aus. —

Der zweite Tag gleicht dem ersten. Nur ist er persönlicher. Das Fremde ist fort. Man ist unter sich, lebt sich ein. Bootfahrten, Spaziergänge, Ausfahrten werden unternommen. Im Hause wird musiziert. Jeder tut sich mit

Gleichgesinnten zusammen, treibt was er will. Zum Nachmittag kommen die Nachbarn. Das fröhliche Treiben erneuert sich, nur gemüthlicher. Beim Abendessen, das an kleinen Tischen kalt eingenommen wird, wollen die Tischreden kein Ende nehmen. Die Worte gehen unter in dem herzlichen Gelächter.

Früher ist es diesmal aus. Zahlreicher sind die Equipagen, die fortfahren. Es bleiben die Ferngäste. Und die reisen am nächsten Morgen. Fast sind meine Geschwister und ihre Freunde heiser, so oft singen sie den Abfahrenden das Abschiedslied: „Leb wohl, leb wohl! Es schlägt die Abschiedsstunde auch unserm Freundschaftsbunde. Auf Wiedersehen!“ Tücher flattern, Hüte wehen. Als der letzte Wagen verschwindet, gehen die Zurückbleibenden stumm ins Haus. Die Silberhochzeit ist gewesen.

Viel Arbeit liegt vor. Sie zerstört, was sie so frohgemut aufbaute. Im Hause kehrt die alte Ordnung zurück. Die gepackten Wagen schwanken davon. Die angeworbene Dienerschaft verschwindet. Meine Mutter zählt das zerbrochene Geschirr, überschaut die nachgebliebenen Vorräte.

In der Scheune, wo die fröhlichen Aufführungen sich abspielten, ist emsiges Klopfen. Auf dem Rasen davor liegen in traurigem Chaos welke Kränze, angebrannte Papierlaternen, Fahnen. Die Bühne wird abgebrochen. Tags darauf wird Heu eingefahren. Die Prosa des schaffenden Alltags tritt an die Stelle feiernder Poesie.

Jeden Tag gehen die jungen Mädchen nach dem Schauplatz verstummter Fröhlichkeit. Sie klopfen an die ver-

geschlossene Scheuentür. Neckende Brüder versichern, daß sie der verklungenen Silberhochzeit Tränen nachweinen.

Und wenn sie es tun?

Der Livländer genießt seine Feste mit dem Gemüt. Er bewahrt die Erinnerung im Gemüt. Alle, die damals tanzten, sangen und sich freuten, sind grau geworden. Und doch! Fällt das Wort „Silberhochzeit“, bricht es, wie ein Strahl aus Abendwolken, aus den ernstesten Augen reifen Alters. „Ach ja, die Silberhochzeit!“





10. Die Nachfeier.

Mein Vater besitzt ein Gut in einer der schönsten Gegenden Livlands. Er hat es früher bewohnt. Als das Wohnhaus baufällig war, wurde es abgerissen. Ein Flügel blieb stehen. In den drei winzigen Zimmern wohnt er, wenn er allmonatlich hinüber fährt, die Verwaltung zu kontrollieren.

Als meine Eltern ihre Silberhochzeit feiern, beschließt mein Vater, seinen Leuten eine Nachfeier zu veranstalten. Das ganze Gebiet wird dazu eingeladen. Wir fahren auf drei Tage hinüber.

In drei Equipagen treten wir die Reise an. Mein ältester Bruder ist voraus, um für unser Unterkommen zu sorgen. Es ist eine gute Tagereise. Wir passieren Güter, ohne uns aufzuhalten. In einem Krug machen wir Rast. Hier erwarten uns frische Pferde.

Meinen Bruder, der uns entgegengeritten ist, bestürmen wir mit Fragen. Er tut geheimnisvoll. Das einzige, was er verrät, ist, daß unsere Ankunft nach Dunkelwerden stattfinden soll. Auf's höchste gespannt setzen wir die Reise fort.

Schon umweht es uns heimatlich. Die Pferde vor dem Wagen, der Rutscher auf dem Bock sind aus „unserm“

Gut. Der Kutscher, ein biederer Pferdeknecht, sitzt halb zu uns gewendet, und plaudert unausgesetzt. Der Dialekt ist ein anderer als in unserer Gegend. Auch die Gegend selbst hat sich geändert. Die Ebene blieb zurück. Hügel reiht sich an Hügel, dazwischen blißen Seen. Am Horizont sehen wir eine Bergkuppe. Es ist der Gaising, die höchste Erhebung Livlands.

Etwas zehn Werst von unserm Bestimmungsort entfernt, bemerken wir hoch auf einem Berge ein Feuerzeichen. Es lodert plötzlich auf, brennt eine Weile und verlöscht. — Wir können uns die seltsame Erscheinung nicht erklären. Unser Kutscher schmunzelt. Mein Bruder lacht. Uns wird es klar. Es ist das Zeichen unserer Ankunft.

Die Einfahrt in unser Gut beginnt eine Werst davon und ist von Alleen gesäumt. Kurz vorher windet sich die Landstraße um einen hohen, nackten Berg, der jede Aussicht hemmt. Als wir langsam diese Wendung machen, erstrahlt plötzlich vor unsern Augen eine von unzähligen bunten Lampen erleuchtete Ehrenpforte. Sie ist aus Tannenzweigen geflochten. Am Wege, sich auf die Felder ergießend, wogt es Kopf an Kopf. Das Gebiet empfängt seinen geliebten Jubilar.

Als die Equipage mit meinen Eltern unter der Ehrenpforte hält, ertönt Gesang. Die Schulkinder begrüßen das Silberpaar. Der Schulmeister spricht warme Empfangsworte.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.

Das Programm zum Empfang meiner Eltern und ihrer Familie ist aus warmem Herzen entworfen. Der Anfang ist gemacht. Den Einzug denken sich die Veranstalter

umjubelt von getreuen Untertanen. Auch dieser Abschnitt gelingt über Erwarten. Stoßend, drängend, winkend, vor allem aber jubelnd, eilt die Menge vor, hinter, neben den langsam fahrenden Wagen her. Wir nehmen teil an der Freude. Wir reichen begrüßende Hände, wir drücken schwielige Fäuste. Das Herz geht uns dabei auf. 84

Neben der Equipage meiner Eltern soll eine Ehrenwache reiten. Aus den ältesten Bauern ist sie gebildet. Hier stockt das Programm. Das Lächerliche setzt ein. Wohl haben sich die Bauern in ihr bestes Zeug geworfen. Die vorgeschriebene weiße Schärpe, ein schlichtes Bettuch von der Hausfrau geschickt geknüpft, geht an bei der Dunkelheit. Auch die flammende Fackel in der Hand, ein sorgfältig getrockneter Span, brennt ganz artig. Soweit hat der Mensch vorgesorgt. Wer aber lenkt den Geist unvernünftiger Tiere? Die Bauern sollen reiten. Zur Not, mit steifen Gliedern können sie es. Bloß die Pferde streifen. Sie kennen Pflug und Egge, den Klang der Sense, den eintönigen Gesang der Schnitter. Aber eine in allen Farben leuchtende Ehrenpforte, eine tausendköpfige Menschenmenge, Jubel und Geschrei, fliegende Mützen, geisterhaft wehende Bettücher und Fahnen, das kann man einem schlichten Landpferd nicht zumuten. Sinnlos vor Angst bocken sie zurück, steilen empor. Vergebens! Es gibt keinen Ausweg als den gen Himmel. Und auch der ist nur auf Flügeln zu erreichen. Krampfhaft klammern sich die graubärtigen Reiter an ihre ungebärdigen Tiere. Die Schärpen rutschen. Ohnmächtig zittern die Fackeln in der Luft. Die Ehrenwache vermindert sich zusehends. „Du Teufel!“

schimpft der Bauer. Das Pferd wird bestärkt in seiner Ansicht, in der Hölle zu sein. Es bricht aus. Rücksichtslos tritt es um sich, legt seinen Reiter säuberlich in den Graben und jagt schnaubend und ausschlagend übers Feld.

Vor dem inneren Hof erhebt sich die zweite Ehrenpforte. Wieder Gesang, Jubel! Mein Vater spricht zu den Leuten. Er dankt in warmen Worten und ladet zum Nachmittag des nächsten Tages aufs Gut ein. Dann fahren wir weiter. Die Menge bleibt zurück. Wir halten vor dem festlich erleuchteten Häuschen.

Eigener Besitz, Heimat, wie weht es eigen aus den Worten! Wir stehen auf eigener Scholle. Zehn Personen, steigen aus, ergießen sich froh erregt in das Häuschen, das wie ein Schmuckkästchen unter mächtigen Kastanien liegt. Wilder Wein umrankt es bis unter das Dach, Blumen umblühen es. An die winzigen Stübchen voll altväterischem Hausrat schließt sich ein kleines Treibhaus. Dahinter öffnet sich ein weiter Garten. Der Park, die besondere Pflege meines Vaters, fällt zum Teich ab. Dort beginnt weit ab der Hof.

In diesem verwunschenen Schloßchen richten wir uns ein. Vor dem Hause genießen wir ein ländliches Abendbrot. Froh bewegt sitzt mein Vater unter seinen Kindern. Ich bin gewiß: es ist dieses für ihn der schönste Augenblick der Silberhochzeit. Ein köstlicher Mondscheinabend findet uns zerstreut in Park und Garten. Die Eltern sitzen plaudernd vor dem Hause. An Komik fehlt es nicht. Das Gebiet beherbergt einen harmlos Verrückten, der Sommer und Winter in einem langen Hemd geht. Andere Kleidung

zerreißt er. Es kommt vor, daß der Gestörte sich ins Gut verirrt.

Bei dem Mondlicht, das geisterhaft die Höhen beleuchtet, die Schatten ungewiß macht, schlendern meine älteste Schwester und mein Bruder von zwei Seiten einen Hügel empor. Zu gleicher Zeit werden sie einander gewahr. Sie stehen. Der Schreck lähmt sie. Beide durchzuckt der Gedanke: Der Berrückte! — „Du bist es“, schreit erleichtert meine Schwester. Mein Bruder biegt sich vor Lachen. „Dein weißes Kleid! Ich hielt dich für den Berrückten!“

Der nächste Tag gehört dem Volksfest. Ein weites Feld dicht hinter dem Gut ist dazu bestimmt. Tische und Bänke sind darauf aufgeschlagen. Nach dem Mittagessen fängt es an, sich zu sammeln. Mit Kind und Regel zieht es heran. Kein Säugling fehlt, die Mutter trägt ihn im Arm.

Meine Eltern stehen als Gastgeber. Sie begrüßen die Zuströmenden. Wir Geschwister sind mitten in der Menge, plaudern mit den Alten, scherzen mit den Jungen, beschenken die Kinder mit Bonbons und Kringeln. Da die Kringel sorgfältig in ein Tuch gebunden werden, sehe ich gegen Abend einen Knaben, der seine Last kaum trägt. An den Tischen geht die Bewirtung vor sich. Es gibt Fleischbrühe, einen Braten, Beeren aus dem Garten. Nachher Kaffee mit Rosinenbrot.

Das Bild erinnert an einen Jahrmarkt. Froh bewegte Menschen, sich drängend, plaudernd zusammenstehend, sehr viel schreiende, jauchzende Kinder. Dazwischen Musik. Einer oder der andere Bursche hat seine Harmonika mitgebracht. Seitab von den Tischen sammelt sich die Jugend.

Dort erhebt sich ein glatter Baumstamm. Die Knaben sollen ihn erklettern. Von der Spitze locken allerlei begehrenswerte Dinge: Halstücher, Spiegel, Spielzeug, Zuckersachen. Aber der Lette ist in keinerlei Sport geübt. Hilflos rutschen die Buben ab. Schließlich schießt ein alter, rüstiger Mann den Vogel ab. Er ist ein bekannter Wilddieb. Ob sein Handwerk ihn zur Geschicklichkeit erzog? Er wirft die eroberte Beute unter die Kinder und geht selbst mit einem Trinkgeld ab.

Leider ist der Himmel dem Fest nicht gewogen. Es fängt an zu regnen. Die Bäuerinnen knoten ihre Umschlagetücher fester. Wir wandeln nicht unter Rosen, sondern zur Abwechslung unter Regenschirmen. Der weiche Ackerboden unter den Füßen verwandelt sich in fetten Schlamm. Es tropft in die Fleischbrühe, den Kaffee.

Unser Häuschen suchen wir nur zu den Mahlzeiten auf. Immer wieder erweckt seine Enge Heiterkeit. Die Lage gestaltet sich wesentlich schwieriger, als ein viersitziger Wagen vors Haus rollt. Vier Barone S., Besitzer in der Gegend, wollen einen Blick auf unser Fest werfen. In Anbetracht unserer beschränkten Verhältnisse ist dieser Blick etwas intensiv.

Solange das Tageslicht ein Umhertwandern erlaubt, waten, glitschen, stampfen wir ohne Ermüdung auf dem Festplatz umher. Unterdessen entsteht im Gartenhäuschen ein Kaffeetisch. Er ist künstlich, wie ein schwieriges Legepiel. Wir füllen den Raum aus. Jetzt sind vier lebhaftere Herren dazu gekommen. Einer davon besonders korpulent. „Wenn er die Arme hebt, greift bloß nach den Blumen-

töpfen am Fenster“, sagt meine Schwester. „Am das Eckfischchen ist es kein Schadel! Das kann fallen!“

Der Besuch bleibt auch nach Schluß des Volksfestes. Die Abendmahlzeit findet uns beisammen. Das Stübchen ist blau von Zigarrenrauch. Die Wände hallen von der angeregten Unterhaltung. Ein schwieriger Rasus kommt dazu. Die drei Stuben sind zur Nacht alles Schlafstuben. Auf den Stühlen, auf dem Sofa, auf dem Fußboden erstehen abends die Nachtlager. Nur meine Brüder schlafen im Heu. — Nach dem bewegten Tage sind wir besonders müde. Wir wollten früher als sonst zur Ruhe. Jetzt ist kein Gedanke daran. Der Regen ist stärker geworden. Wir stoßen uns unter den tropfenden Bäumen umher. Schläfrig sitzen wir in den Ecken. Wenn es passend scheint, lachen wir krampfhaft. Endlich rollt der Wagen vor die Thür. Wir erwachen zu einer tätigen Herzlichkeit. Taumelnd sinken wir jeder auf sein rasch gerüstetes Lager, während ein unerträglicher Zug die Rauchwolken aus dem Fenster treibt.

Die schlecht begonnene Nacht ist eine Nacht voller Abenteuer. Wer auf dem Sofa schläft, rollt unter den Tisch. Wer die Stühle als Unterstand hat, verliert auf unerklärliche Weise sein Kopfende. Die friedlichen Beziehungen in unserer Familie gestalten sich feindlich. Erst als der Morgen die Situation klärt, besinnen wir uns und lachen herzlich.

Den Tag nach dem Fest hat mein Vater die Bauern seines Gebiets in das Schulhaus geladen. Als wir um elf Uhr vormittags hingehen, finden wir eine vielköpfige

Menge versammelt. Es schiebt sich durch die Türen, drängt vor den offenen Fenstern.

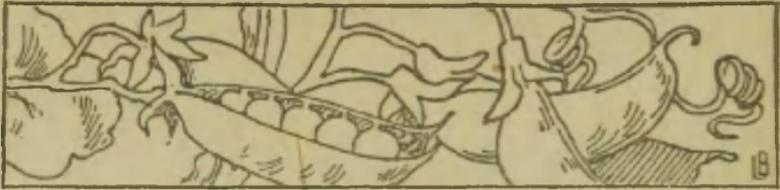
Mein Vater spricht zu den Leuten. Noch höre ich seine machtvolle, klingende Stimme, den immer wiederkehrenden, aufrichtig empfundenen Refrain: „Ich liebe euch! Von ganzem Herzen lieb' ich euch!“

Die Letten sind gute Redner. Sie antworten. Viele aus dem Stegreif. Was sie damals in bewegten Worten versprochen, sie hielten es viele Jahre später. Die Revolution schäumte an den Ufern unseres Gutes, aber die Ufer hielten stand.

Nach einem weiteren Tage wiederhergestellter Harmonie kehren wir nach Hause zurück.

Die Silberhochzeit ist endgültig gewesen. —





11. Wir sorgen für den Winter.

Groß ist der Betrieb auf den Gütern meiner Heimat! Raum ist das Säen, Pflanzen, Stecken beendet, fängt die Ernte an, der Gedanke an den Winter.

„Kinder,“ sagt morgens meine Mutter, „zum Nachmittag verschwindet mir nicht in unauffindbarer Weise. Wir holsfern Erbsen zum Einmachen.“

Ein allgemeines Ach! der Enttäuschung! Wir haben wirklich zu derart Arbeit keine Minute Zeit. Gerade heute werden die Lämmer am Bach gewaschen. Gerade heute fährt der Knecht zur Mühle. Wir haben ihm „fest versprochen“, die Kornsäcke mit aufzuladen.

Es hilft nichts! Unsere Versprechen werden als nicht bindend angesehen. Nachmittags fikt die ganze Familie unter der Linde. Die Erbsen stehen in Waschkörben bereit. Es wird vorgelesen. Wären wir vernünftig, so hätten wir einen genußreichen Nachmittag. Aber wann waren Kinder vernünftig! Ingrimmig berechnen wir, daß die Arbeit vor Abend kein Ende finden wird.

Der nächste Tag ist uns interessanter. Gärtner Peter tritt in Tätigkeit. Zusehen ist bei weitem angenehmer „und dazu auch viel bequemer“ als mitarbeiten.

Die gefüllten Flaschen werden in Heu in den Kessel gepackt und gekocht. In Sand vergraben liegen sie im Winter im Keller. Ein Fehler muß bei dieser Bereitung mit untergelaufen sein. Die Erbsen waren in reichem Vorrat vorhanden, leider aber sauer.

Die köstlichen Säfte, die eine livländische Hausfrau zu bereiten versteht, von der Erdbeere angefangen, bis zur Strickbeere im Spätherbst, sind Sache meiner Mutter. Beim Pflücken der Beeren sind wir so ungerne dabei, wie beim Erbsenbolstern. Dafür stellen wir uns freiwillig, sobald es gilt, den Saft zu schäumen. Unter den Birken, am Teich, hat Peters kundige Hand einen kleinen Herd aufgebaut. Es ist ein Vergnügen, dort zu sitzen, die sich klärenden Beeren in ihrem kochenden Sirup zu beobachten, und den leckeren Schaum ausgiebig zu schöpfen. Meine Brüder, die das Gymnasium Birkenruh besuchen, sind im Sommer eifrige Saftköche. Bei der mageren Kost jener Tage ist eine Unterstützung aus dem mütterlichen Haushalt sehr am Platz.

Rückt der Sommer vor, gibt es Gurkenernte. Peter macht sie ein. Seit dem Frühling liegen die freigewordenen Gurkenanker im Teich. An einem sonnigen Tage geht es an die Arbeit. Mit einem Korb macht Peter sich auf den Weg. Wir sind ihm auf den Fersen. Er sammelt Blätter aller Art. Im rechten Verhältnis zueinander müssen sie stehen. O, Peter versteht es! Bei jedem Busch, den wir eifrig rupfen, hält er einen Vortrag. Die Johannisbeer-, die Kirschblätter haben keine hervorstechende Eigentümlichkeit. Aber die Boßsbeere macht die Gurke

pikant, das Eichenlaub macht sie herb, der Meerrettich hart, der Dill gewürzig. Künstlich füllen wir den Anker. Unser Kinderarm greift leichter in die schmale Öffnung als Peters Arm. Eine Lage Blätter, dann die runden kleinen Einmachgurken. Salzwasser kommt darüber. Nach wenig Tagen tritt die Gärung ein. Die Gurken werden sauer. Man nimmt es ihnen weiter nicht übel. Vorausgesetzt, daß es die rechte Säure ist. Wann der Zeitpunkt gekommen ist, die Anker zu verspunden, ist Peters Geheimnis.

Auf die Gurken folgt das Obst. Wir können die Apfelmäume nicht zählen, die uns jedes Jahr ihren erfrischenden Reichtum schenken. Die Sommeräpfel essen wir vom Baum. Sie lassen sich nicht aufbewahren. Nirgends als in Livland habe ich solches Obst gegessen, wie unsern Sommerapfel. Auch nur bei uns findet sich die Erscheinung des Klarwerdens. Es gibt Apfelsorten, die werden so durchsichtig, daß man die Kerne schimmern sieht. Birnen haben wir nicht. Das Klima ist zu rauh. Pflaumen besitzen wir, ohne es zu ahnen, einige Bäume. Vor der ersten Pflaume stehe ich verduzt. Rötlich wie eine Stachelbeere, weich. Solch ein Ding sah ich nie. „Wirft man das weg?“ frage ich meinen Onkel, dem ich gerade die Schönheiten unseres Gartens zeige. „Wo denkst du hin, Kind, das ist man. Es ist eine Pflaume.“ „Pflaumen haben wir nicht“, versichere ich zweifelnd. Aber er bleibt dabei, es ist eine Pflaume. Der Baum dazu wird entdeckt.

Je weiter der Herbst vorschreitet, desto interessanter wird die Ernte. Begeistert graben wir im Garten Wurzelwerk. Im Keller in weißem Sand wird es eingegraben. Dann wird

Kohl eingemacht. Tagelang dauert die Arbeit. Alle Hausleute helfen. Wir verwünschen die notwendigen Schulstunden, die uns nur den Nachmittag freigeben. Peter hat die Oberaufsicht. Er schält die festen weißen Köpfe aus dem Blätterwerk. Er schneidet den Kohl für die Herrschaft. Der Leutekohl wird einfach mit dem Stoßeisen zerkleinert. Das ist unsere Arbeit. Der Abfall für die Schweine in diesen Tagen ist so groß, daß die Tiere die reichliche Nahrung verweigern; eine selten auftretende Eigenschaft bei Schweinen.

Damit scheint das Werk einstweilen getan. Aber es scheint bloß so. Eines Morgens sitzt die dicke Liese, das Küchen- und Schweinemädchen in einer Person, heulend auf der Ofenbank. Was ist geschehen?

Die Familiensau, seit Tagen glückliche Mutter von zwölf Ferkeln, Lieses Stolz und Freude, ist in der Nacht krepirt. Der Schade ist groß! Liese holt die mutterlosen Waisen in die Backstube und versichert meiner Mutter wieder und wieder, wie gern sie selbst an Stelle der Sau gestorben wäre. Das Gewissen redet aus ihr. Sie hat dem Tier den Trank zu heiß in den Trog gegossen. Eine andere Todesursache läßt sich nicht feststellen.

Die Ferkelchen zieht sie mit der Milchflasche groß. Nicht in der Backstube. Es wird ein passenderer Aufenthalt für sie gefunden.

Den Tag nach dem vorzeitigen Ende der Sau steigt der Rauch aus dem Waschküchenschornstein. Wißbegierig gucken wir ins Fenster. Es ist keine Wäsche. Peter ist in Tätigkeit. Er hat Feuer unter dem Kupferkessel. Er schneidet und kocht.

„Machst du Wurst, Peter?“ — „Bewahre! Ich koche Seife.“ Am andern Morgen trocknet sie in großen, grauen Stücken in der Sonne.

Und wieder ein paar Tage später wird gekocht und geschafft. Diesmal in der Küche. Kochendheißer Talg schmurgelt in schmalen Holztrögen. Darüber, an einer Stange hängt Baumwollgeflecht. Wir tauchen es in den Trog. Andern Tags sind dünne Lichte drauß geworden. Oben der nackte Docht, unten sich verdickend das Licht. Es nimmt zu. Wir sind fleißig hinterher. Brennen doch den ganzen langen Winter in niedrigen Blechleuchtern in Küche und Leutestube die selbstgezogenen Talglichte. Wenn wir die Mädchen beim Spinnen auffuchen, ist es uns ein besonderes Vergnügen, die schwelenden Döchte mit der Lichtschere zu pußen. Die Mädchen sind von unserm Eifer weniger erbaut. Es will des Scheltens kein Ende nehmen, wenn die blaue Flamme auf der Schere sitzen bleibt und das Zimmer in plötzlicher Finsternis liegt.

In schrecklicher Erinnerung ist mir das Talglicht, wenn uns der Schnupfen heimsucht. Bei unsern ungebundenen Streifereien und den damit verbundenen nassen Füßen kein seltener Gast. Dann erscheint die Mutter abends und streicht uns den erwärmten Talg um die Nase. Übrigens das einzige Schnupfmittel, das Erfolg hat. Mir sehr verständlich. Wie soll das Übel fliehen, wenn das Mittel nicht unangenehm ist! —

In die langen Herbstabende fällt die letzte Sorge für den Winter. Wir haben sie im Sommer im Garten bewundern können, die blau blühende Sichorie. In breitem

Beet wuchs sie ihrem Zweck entgegen. Geerntet sehen wir die Wurzeln liegen. Peter schafft sie in die Küche. Abends gibt es Zichorienschneiden. „Mutter, Mutter, dürfen wir dabei sein? Peter sagt, er braucht alle Hände.“

Die Erlaubnis wird gegeben. Nach dem Kaffee stürzen wir nach unten. Wir setzen uns um den langen Tisch. Die Zichorie muß gekraht und geschnitten werden. Nachher trocknet sie im Backofen, wird gebrannt und gemahlen und von den Leuten als Hauptbestandteil des Kaffees getrunken. Peter präsidiert. Seine Kinder sind dabei, unsere Hausleute. „Und nun erzählst du, Peter.“

Es ist alte Gewohnheit, daß Peter beim Zichorienschneiden Schauernmärchen erzählt. Geschichten, wie wir sie in Büchern nie zu lesen bekommen, bei denen sich unsere Haare sozusagen einzeln, langsam aufrichten. Abgeschnittene Arme und Beine, in Kellern ermordete Reisende, Gespenster, Räuber blitzen bunt durch Peters Phantasie. Dazwischen taucht der Teufel auf. Ordentlich mit Hörnern und Bocksfüßen. Aber gewöhnlich ist er dumm und uns zu zahm. Der blutdürstige Räuber Jaromir schlägt ihn aus dem Felde.

Wir hängen an Peters Munde. Das Messer entsinkt unserer Hand. Ruft meine Mutter unversehens von oben herunter, schreien wir alle auf. Auch die Mädchen graulen sich. Allein Peter hat sein freundliches Gesicht mit den vielen schlauen Fältchen. Er schmunzelt, er lacht. Und die Arbeit fliegt.

Vor dem Abendbrot müssen wir Kinder nach oben. Ein dunkler Korridor liegt dazwischen, eine dunkle Treppe,

ein Gang und das finstere Speisezimmer. Weit hinten im Saal um den runden Tisch bei der Lampe sitzen Eltern und Geschwister. Im Herzen zitternd, klammern wir uns an das Dienstmädchen. Sie begleitet uns bis an die Treppe. Unauffällig summend durchschreiten wir das Speisezimmer. Daß ich nicht plötzlich trotz meiner zehn Jahre ergraue, versteh ich nicht.

„Na, du singst im Dunkeln,“ neckt meine Schwester, „Peters Geschichten waren wohl wieder aufregend?“

„Aber gar nicht!“ Ich lache harmlos. „Morgen schneiden wir wieder.“





12. Kartoffelernte.

Septembersonne! Ein strahlender Himmel in dunklem Herbstblau. Gelb die Birken, rotflammend der Ahorn. Der Blick geht über Stoppeln, über gemähte, bleichende Wiesen. Der Rauch steigt über den Kartoffelfeldern. Es ist Kartoffelernte.

Erwartungsvoll, gespannt warten wir Kinder auf die stillklaren Herbsttage. Der August brachte häßliche Regentage. Und erst der September. Die Kälte kniff ordentlich. Aber Peter prophezeite. Sie mußten kommen, die wunderbaren Herbsttage, klar wie der Frühling, warm wie der Sommer. Sie mußten zur Kartoffelernte kommen.

Und nun sind sie da!

Wir stürzen zu Peter, dem Gärtner. „Wann, Peter, wann nimmst du deine Kartoffeln auf?“

Peter lacht. Er liebt die präzise Ausdrucksweise nicht. „Bald.“

Wir sind ärgerlich. Als wir nach Hause zurückkehren, zanken wir uns. „Peter muß warten, bis ein Arbeitspferd frei ist,“ sagt mein Bruder, „er kann nicht, wie er will.“

„Das ist Unsinn! Wir graben die Kartoffeln mit der Hand.“

„Doch erst, nachdem der Pflug sie gelockert hat. Peter muß sich auch frei bitten. Er hat keine Zeit.“

„Nah! Ich möchte wissen, was er jetzt zu tun hat.“

Unsere Leidenschaften gehen hoch. Wir trennen uns in Unfrieden. Um so größer ist die Freude, als Peter abends vertraulich nickend verkündet: „Morgen nehme ich Kartoffeln auf.“

„Morgen!“ Es kommt zu plötzlich. Wir haben vormittags Schule. Vormittags beginnt Peter seine Arbeit. Wie läßt sich das vereinen! Hin zur Mutter. Sie soll uns freigeben.

Wir stoßen auf heftigen Widerstand. „Nein, Kinder, das wird zu arg. Wie oft im Jahr nehmt ihr Kartoffeln auf?“

„Einmal,“ versichern wir, „bloß einmal.“

„Und letzte Woche?“

„Das waren Äpfel, Mama.“ Es ist traurig, wie wenig Verständnis Erwachsene den Anforderungen des Landlebens entgegenbringen.

„Und vor den Äpfeln der freie Nachmittag?“

Als ob meine Mutter Buch führte! „Da machten wir Kohl ein.“

Es ist alles sonnenklar. Trotzdem bekommen wir nicht frei. Bloß die zwei lumpigen Stunden nachmittags. Verzweifelt stürzen wir zu Peter. „Wie lange seid ihr auf dem Felde, Peter?“

„Bis abends dauert es gewiß. Wir können das Pferd nicht vor elf haben.“

Das gute Pferd! „Na ja, Peter,“ wir seufzen erleichtert, „um eins kommen wir. Nimm bloß Körbe mit für uns. Und dann, Peter, nicht wahr, du hast Käsemilch zu den Kartoffeln, wie letztes Jahr?“

„Frische Butter,“ sagt Peter, „gestern ist sie geschlagen.“ — In den Schulstunden sind wir aufmerksam. Mit dem Schicksal spielt man nicht. Gleich nach Mittag dürfen wir los.

Mein Vater ist kein Freund solcher Exkursionen. Er verbietet sie nicht. Aber wenn er uns zufällig begegnet, hoch auf der Wassertonne reitend, oder auf dem Melkschemel, hat er eine freundliche Art, uns nach Hause zu schicken, die unwiderstehlich ist. Sie kostet uns manche Träne. Daher, so lieb wir unsern Vater haben, wir vermeiden es, ihm im Hof in den Weg zu treten.

Wir werfen uns geschäftig in altes Zeug. Stiefel und Strümpfe, als unnützes Möbel, bleiben zurück. Schleichend, wie der Tiger, flink, wie das Wiesel, schlüpfen wir durch die Haustür — und werden nicht mehr gesehen. Der Erdboden, in diesem Fall die Hecken, die Gräben, verschlucken uns. In guter Sicherheit, jenseits von Gut und Böse, tauchen wir auf. Das Haus liegt hinter uns, Peters Kartoffelfeld vor uns. Noch eine Wiese, zwei Zäune, ein tiefer Graben. Wir sind da. Welch ein Glück, daß das Schuhzeug zu Hause liegt. Es wäre naß bis ans Knie.

Mit Indianergeheul springen wir vor. „Wir sind da! Wir sind da!“

Wir kommen zu guter Zeit. Das Feuer brennt noch nicht. Wir zerstreuen uns, Reifig zu suchen. Auf den Stoppelfeldern gibt es gute Beute. Daß wir uns an Brücken vergreifen, kommt vor, wenn sie so unvorsichtig sind, morsch zu werden. Auch den kleinen, grauen Werstpösten nehmen wir nur, wenn er im Graben liegt. Nun trockenes Kraut, ein Büschel Stroh. Hei, wie das brennt! Es knistert, es loht. Den Balken hinein, der schwelt bis zum Abend. — Und nun zur Arbeit!

Der Pflug riß die feuchte Erde auf. Die Knollen liegen frei. Schnell auf die Knie und wacker gesammelt. „Wieviel Körbe voll hattest du schon, Peter? Zehn? Da müssen wir eilen.“

Es wird nicht viel gesprochen. Ernstlich wird gesammelt. Neben dem Feuer, in Wind und Sonne, türmen sich die Kartoffeln.

„Der Herr kommt!“ Peter ruft es.

Wie vom Blitz getroffen fahren wir empor. Es ist kein Irrtum. Fern auf dem Felde sehen wir ihn gehen, im weißen Sommerrock, den Stock in der Hand, unsern Vater. Wenn er uns sieht, wird er lächeln. Freundlich wird er uns über das Haar streichen und wird sagen: „Das habt ihr gut gemacht. Und jetzt geht ihr nach Hause. Mama wartet mit dem Kaffee.“ Wir werden ohne ein Wort der Erwiderung den Korb fallen lassen und geknickt, gesenkten Hauptes heimgehen.

Wortlos springen wir auf. Die Körbe fliegen zur Seite. Wir hasten übers Feld. Dort der tiefe Graben soll uns bergen. Wir verschwinden.

„Es ist naß,“ flüstert es angstvoll. — „Die Sonne trocknet uns nachher.“

„Sind hier wohl Frösche?“ — „So schweig doch.“
Ein Puff! Alles ist still.

Die Septembersonne lacht, das Feuer brennt. Eifrig arbeiten die Leute. Mein Vater schlendert heran. Er spricht mit Peter. Peter ist aufgestanden. Die Müze in der Hand, gibt er Antwort. Wir atmen kaum. Das Gesicht ins Gras gedrückt, liegen wir unbeweglich.

Da, ein Ruf! Wir lügen vor. Peter winkt. Vorsichtig kriechen wir aus dem Graben. Unser Vater geht den Weg zurück, langsam, bedächtig. Wir werfen uns an die Arbeit.

Unterdessen hat das Feuer seine Schuldigkeit getan. Peter macht sich ans Werk, unsere Mahlzeit zu richten. Er sucht die schönsten Kartoffeln auf, nicht zu klein, nicht zu groß, schüttet sie in die Glutafche, die Kohlen darüber. In einer halben Stunde sind sie gar.

Wir finden uns am Feuer ein. Peters Tochter holt den Holzeimer. Der Deckel springt ab. „Ah!“ Goldgelb, Tauperlen auf dem Gesicht lacht die Butter. Wir speisen wie die Könige.

„Peter,“ sagt mein Bruder eifrig kauend, „ist es wahr, daß du mal einen Schatz gefunden hast?“

Peters buntes Hemd, sein geflickter Rock, die Stiefel, die die Familie abwechselnd trägt, sehen nicht nach einem gefundenen Schatz aus. Trotzdem hängen unsere Augen erwartungsvoll an Peter.

„Einen Schatz? Ich weiß nichts von einem Schatz.“
Ein versteckter Schalk sitzt in Peters Mundwinkeln.

„Nun willst du's nicht sagen, Peter. Du hast es mal erzählt.“

„Dann wird es schon wahr sein.“

„Man zu, Peter, wie war es?“

Peter räuspert sich. Er faßt ins Feuer, nimmt mit der bloßen Hand eine glühende Kohle, wirft sie spielend auf und ab, als wär's eine Kirsche und zündet seine Pfeife an.

„In einer stürmischen, dunklen Nacht“ . . . So fangen Peters Geschichten alle an. Ob die Räuber sich im Walde versammeln, ob der Teufel seinen Erdenrock bürstet, immer ist es Nacht und stürmt. — „In einer stürmischen, dunklen Nacht sitze ich in der Stube.“

„Allein, Peter?“

„Wer soll bei mir sein? Ich war damals jung. Noch nicht bei den Soldaten gewesen. Plötzlich klopft es ans Fenster.“

„Hast du dich furchtbar erschreckt, Peter?“

„Gar nicht! Ein Bursch wie ich. Mein Knüttel stand in der Ecke. Ich steh auf und öffne. Ein Mann tritt über die Schwelle, von dem tieft der Regen.“

„Hat es geregnet?“

„Wie mit Eimern schüttet es vom Himmel. Er hat seinen Hut in die Stirn gezogen und einen Mantel bis an den Hals. Wenn er geht, klappt es, als hätte er ein Stelzbein. ‚Woher so spät, Freund?‘ — ‚Ich bin zu dir gekommen, Peter. Willst du reich werden?‘ — ‚Wer will es nicht.‘ — ‚Ich weiß einen Schatz im Walde. Wir

teilen.' — ‚Wenn es weiter nichts ist! Das Graben ver-
steh ich. Was das Teilen anbetrifft, lieber hätt ich den
Schatz allein.' Der Fremde lacht. Es klingt, als meckerte
eine Ziege. Ein Schauer ist mir über den Rücken gelaufen.
‚Unter einer Bedingung kannst du den Schatz allein
haben.' — ‚Zu schreiben versteh ich nicht,' sage ich schnell.“

„Ist es der Teufel gewesen, Peter?“

„Nicht der Teufel selbst, der hat in der Hölle zu tun.
Über sein Schreiber. Darum hab ich gesagt, ich könnte
nicht schreiben . . . ‚Das Schreiben kannst du lassen. Geh
hinter dem Hause den Weg ins Thal, bis du an die drei
Tannen kommst. Wenn es zwölf schlägt, drehst du einem
schwarzen Hahn den Hals um. Was dann aus der Erde
zu dir emporsteigt, mußt du zur Nachtzeit an derselben
Stelle niederlegen. Der Schatz darunter ist dein.“

„Und du bist richtig gegangen, Peter?“

„Mit dem schwarzen Hahn unter dem Arm. Er hat
einen weißen Fleck am Halse gehabt. Ich hab gedacht, in
der Dunkelheit sieht selbst der Teufel nicht genau. Der
Sturm hat geschüttelt, daß er mir den Hahn fast aus den
Händen reißt. Mir ist gewesen, als sähe eine dunkle Ge-
stalt unter den Tannen. Wie ich zusah, ist es ein Baum-
stumpf. Jetzt aber, wie soll ich wissen, wann es zwölf ist!
Eine Uhr hab ich nicht. Wie ich steh und darüber nach-
denk, höre ich es plötzlich schlagen. Eins — zwei — drei
bis zwölf. Bei jedem Schlag blitzt es am Himmel auf.
Da ist mir wieder ein Schauer über den Rücken gelaufen.
Schnell fasse ich den Hahn und dreh ihm den Kopf um.
Da ist es totenstill. Kein Sturm mehr und kein Regen.

Vor mir auf der Erde steht ein heller Fleck, der wird größer und heller. Nun ist er schwefelgelb, nun totengrün, nun höllenrot. Und in dem Licht steht — ein Rinderfuß.“

Peter klopft seine Pfeife aus und steht auf. „Jetzt hol ich das Pferd.“

„Peter, aber Peter, wie ging es denn weiter mit dem Schatz?“

„Der liegt unter den Tannen. Der Teufel hütet ihn. Den Rinderfuß konnt ich nicht schaffen.“

„Aber der Hahn, Peter, blieb der schwarze Hahn dort liegen?“

„Denkt bloß! Als ich in die Stube komm', sitzt er da. Rein Federchen fehlt. Weil er den weißen Fleck hatte, konnte der Teufel ihm nichts anhaben.“ Mit langen Schritten stapft Peter übers Feld. Wir füllen die Kartoffeln in Säcke. Mit einem Wagen kehrt Peter zurück. Unser Wasserpferd, die alte Klazze, ist vorgespannt. Peter ladet auf. Wir klettern nach. Jeder sucht sich ein sicheres Plätzchen. Mein Bruder lenkt. Peter führt das Pferd. Es geht ohne Weg und Steg über Stoppeln und Gräben. Trotzdem bleiben Säcke und Rinder kleben.

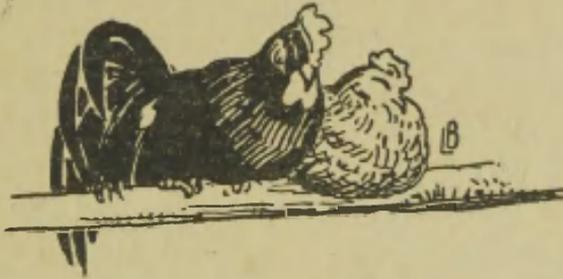
Hinter dem Hof, tief in die Erde gegraben, liegen die Kartoffelkeller. Wir schütten die Kartoffeln hinein. Dumpf poltern sie auf den harten Sandboden. Unser Tagewerk ist beendet. Jetzt schnell heim. „Es ist Zeit, Peter.“ Ohne Gruß fliegen wir über die Wieße. Wir lugen um den Gartenzaun. Die Gärtnerin winkt. Wir machen Beine! Die bloßen Füße berühren den Rasen kaum.

Beim Abendessen sitzen wir mit glattem Haar, in sauberem Zeug.

„Und wo seid ihr den langen Nachmittag gewesen?“ fragt mein Vater.

„Wir halfen Peter Kartoffeln graben.“

„Das ist recht! Bin ich aber zerstreut. Ich war auch da. Euch hab ich nicht gesehen.“





13. Spätherbst.

Der Herbstwind pfeift über die Stoppelfelder. Jedes Leben im Freien ist erstorben. Wir haben uns ins Haus verzogen, wie der Dachs in seinen Bau.

Die Fenster, die sich dem Sommer bereitwillig öffneten, sind fest verklebt. Wir Kinder haben Kleisterferien gehabt. Das Haus wird geheizt. Bei Dunkelwerden trägt Peter vor jeden der gewaltigen Öfen eine Tracht Holz. Frühmorgens beginnt das Heizen. Sei, wie das knackt und knallt! Die Kiefernzscheite spucken und prasseln. Es hält uns nicht in den Betten. Auf unhörbaren Sohlen laufen wir von Ofen zu Ofen, lassen uns von der roten Glut gelinde braten und fliehen, sobald Peters Schritt tönt.

Gähmend kommen die Mädchen zum Reinmachen. Wir kichern boshaft. Die Besen vertauschen wir, verstecken das Staubtuch und stellen den vollen Wassereimer hinter die dunkle Tür. Bei der sich entspinnenden Jagd springen wir wie Hasen um die Ecke. Ein Schrei! Ein Fall! Die Sündflut ergießt sich über die Diele, während wir herzklöpfend unter die Decke schlüpfen.

Abends brennt der Kamin. Fleißig sammelten wir

die Tannenzapfen im Sommer. Wir schieben den Lehnstuhl vors Feuer und warten. —

Die Haustür geht. Nachdrücklich wird der Fußwischer gebraucht. Schritte nähern sich. Der Vater ist da. Jubelnd ziehen wir ihn auf den Stuhl. Ein Zank entbrennt. „Heute sitz ich auf Pappas Knie.“ — „Nein, ich! Du kommst auf die Fußbank.“ — „Aber es ist meine Reihe.“ — Papa schlichtet den Streit. Drei Jüngste sind wir, denen er allabendlich ein Märchen erzählt. Drei Märchen sind es, die in Frage kommen: Ali Baba der Blinde, Ali Baba und die vierzig Räuber, und Kalif Storch. Abend für Abend hören wir mit demselben Interesse, mit großen aufgeregten Augen eines der Märchen. Die Vierteilung des Chassim, der Tod des Räubers durch kochendes Öl, Morganes blickender Dolch sind uns alltägliche Dinge. Unmittelbar danach laufen wir ins Speisezimmer, wo die Teemaschine singt, trinken unser heißes Sirupwasser und schlafen traumlos.

Auf den Feldern ist es kahl geworden. Die Schätze der Ernte lagern geborgen in den Scheunen. Vorwitzig kommen die hungrigen Hasen in das Gut und fressen Winterkohl. Peter klagt darüber. „Da sollte Jungherr sich einen fetten Braten schießen,“ sagt er.

Mein Bruder ist dabei. Er geht aus, sich das Terrain anzusehen. Erfreut kommt er zurück. „Ausgezeichnet geht es. Der Rohl wächst hinter der Kleescheune. Ich brauche mich nur bequem in den Klee zu legen und durchs Guckloch zu schauen. Der Hase ist mir sicher.“

Als wir zu Bett gehen, verschwindet er mit der Flinte.

Peter geht mit auf die Hasenjagd. Die Jäger graben sich zurecht, das Gesicht am Ausguck, die Flinte schußbereit.

Eine Stunde vergeht! Es vergehen zwei. Die Hasen kommen nicht. Die Luft in der Kleescheune ist dumpf. Die Schläfrigkeit meldet sich. Peter gähnt, daß die Kinnbacken knacken.

„Eigentlich ist es unnütz, daß wir beide wachen,“ sagt mein Bruder flüsternd, „wir wollen es abwechselnd tun.“

Peter ist einverstanden. Er streckt sich in den Klee und schnarcht, daß sich die Balken biegen.

Mein Bruder besleißigt sich doppelter Wachsamkeit. Fast schmerzen die Augen, so starrt er auf den runden, mondbeschienenen Kreis, der vor ihm liegt. In der Scheune ist es pechfinster. Es knistert, es raschelt. Der Klee lebt. Aber jetzt unterscheidet das Ohr ein anderes Geräusch. Es kommt von außerhalb. Etwas schleicht, huscht durch das trockene Herbstgras. Der Hase!

Mein Bruder faßt krampfhaft das Gewehr. Die Spannung erreicht ihren Höhepunkt. Jetzt!

Da springt es ihm ins Gesicht! Zwei glühende Augen, scharfe Krallen. Mein Bruder schreit. Er zuckt zurück. In plötzlichem Schreck greift er in den Klee und faßt — Peters Gurgel.

Peter faust aus tiefem Schlaf empor. „Räuber!“ blitzt es durch sein traumbefangenes Hirn. Mit Bärenkräften schlägt er beide Arme um meinen Bruder, reißt sich auf und fällt über ihn.

„Peter! Ich bin es, Peter!“

Der Gärtner läßt los. „Was ist Jungherr? Mich hat der Teufel an der Kehle.“

„Ach was, Teuffel! Ich bin es. Mir sprang es ins Gesicht. Krallen hat es gehabt, zwei funkelnde Augen.“

„Eine Eule!“

Da raschelt es im Klee. Wehmütig klingt es, unendlich kläglich: „Miau!“

Einen Hasen hat mein Bruder in der Nacht nicht geschossen. —

Es gibt aber auch andere Jagd in Livland in diesen unfreundlichen Herbsttagen. Nicht weit vom Gut liegt ein versteckter Waldsee. Die Wiese daran gehört einem Bauern. Eines Nachts koppelt der Bauer sein Pferd an. Den andern Morgen findet er es zerrissen. Der Boden ringsum ist zerstampft. Das unglückliche Tier hat sich verzweifelt gewehrt. Es ist einem Bären erlegen.

Der Bär ist kein Bewohner unserer Wälder. Wohl gibt es Güter an der Grenze Litauens mit unabsehbaren Waldungen, die jeden Winter Bärenjagd haben. Zu uns verirrt der Bär sich nur. Die Kunde seines plötzlichen Auftretens trägt Schrecken in die Gesinde. Dem Raubtier muß der Garaus gemacht werden.

Wir Kinder sind durch den Vorfall aus dem Häuschen. Der Waldsee, an dessen Rand wir sorglos Blumen und Beeren pflücken, ist von einem Bären besucht. Wir sehen uns von dem Bären überrascht, verfolgt, gefressen. Es wird nur noch von Bären gesprochen. Ali Baba, Kalif Storch sind gut für Säuglinge. Wir wollen von Bären hören. Eine Tante wird plötzlich berühmt, weil sie

die einzige ist, die einen Bären sah. Sie war Kind und ging abends am Haferfeld vorüber. Ein großer Hund fraß eifrig Hafer. Deutlich sah sie den plumpen, schwarzen Kopf. Es war ein Bär. Ein andermal ging sie Pilze suchend durch den Wald. Sie horchte. Ein seltsames Geräusch drang zu ihr herüber, als klatschte jemand dumpf in die Hände. Sie kehrte spornstreichs um und flog geradezu der Landstraße zu. Die Bären haben die Ungewohnheit, spielend ihre mächtigen Tazen aneinander zu schlagen. Ach ja, damals gab es Bären im Walde wie Blaubeeren. —

Unser Bär läßt von sich hören. Nachdem er das Pferd zerrissen hat, ist er sechs Werst auf der Landstraße gegangen. Auf der Straße, die wir täglich gehen, fahren. Allerdings tief im Walde. Aber einerlei. Das ist das Übermaß von Frechheit. Es ist unsere Landstraße.

Der Förster kommt aufs Gut. Es soll gewacht werden. Das tote Pferd bleibt als Lockspeise liegen. Die Männerwelt fiebert. Meine Brüder pußen ihre Gewehre mit Todesverachtung. Der jüngste, eine Knabe noch, weint heiße Tränen. Zur Bärenjagd ist er zu jung. Als es aber darauf ankommt, die Wächter auszusuchen, bröckelt einer nach dem andern ab. Sie entschuldigen sich wie die Gäste im Gleichnis. Eine Treibjagd, das ist etwas anderes. Da ist es Tag. Man hat den heimischen Suppentopfdeckel, den Feuerhaken in der Hand und lärmt sich die Seele frei. Aber zu vierten in stiller Nacht sitzen und einen Bären heranschleichen hören! „Nein, Jungherr! Wenn es noch ein Löwe wäre. Aber ein Bär! Laß Gott bewahren!“ Na ja, der Löwe sitzt unschädlich in Afrika.

Abends gehen die Jäger los. Der Förster, meine beiden Brüder und der Schulmeister. Sie finden das tote Pferd unberührt. Auf einer buschigen Tanne ist der Schlupfwinkel für die Nachtwache: ein Brettergerüst mit vier Sitzplätzen. Einer nach dem andern steigen sie nach oben, rücken eng zusammen und machen sich ans Warten.

„Lang wird die Nacht sein,“ bemerkt einer.

„Und kalt.“

Anfangs wird noch geflüstert. Als die Zeit vorrückt, winkt der Förster. Ein bleiernes Schweigen senkt sich auf die kleine Gesellschaft. Es ist pechfinster. Der Wind erhebt sich. Von der Seite des Kadavers. Mein Bruder bindet sich ein Tuch vor die Nase.

„Der Wind verweht unsern Geruch,“ sagt der Förster zufrieden.

„Ich wollte lieber, er verwehte den des Pferdes.“

Der Schulmeister kichert. Es ist wieder still. Die Nacht geht durch den feuchten Herbstwald; macht Blätter rascheln, Zweige knacken. Mit angestrengtem Gehör sitzen die vier Männer. Ihre Aufregung wächst. Die Fliegen werden lästig. Die ekeligen Fliegen, die den toten Körper umschwärmen. Raum darf man sie abwehren. Jede Bewegung ist verhängnisvoll. Dürfte man wenigstens rauchen! Die Glieder schmerzen. Einmal nur auf fester Erde stehen, sich recken und strecken zu können! Da legt der Förster seine Hand auf den Arm meines Bruders. Hat er gesprochen? Hat er es gehaucht? „Der Bär!“

Unmerklich, lautlos wie die Nacht geht es durch den Wald. Aber die Nacht huscht wahllos. Diese Bewegung

hat ein Ziel. Fern hat sie begonnen, kommt näher. Du hörst sie nicht. Du siehst sie mit wachen Phantasieaugen, die dunkle, ungeschlachte Gestalt, die mißtrauischen Auglein, die weichen tappenden Schritte. Vergessen sind Kälte und Steifheit. Wie ein gespannter Bogen biegt sich der Körper. Die Augen springen fast aus dem Kopf. Im Gehör faust es.

Der erste Schuß gehört dem Förster. Mein Bruder hat den zweiten.

Da geht ein Zittern durch das Gerüst, als klapperten einem Menschen die Glieder in Todesangst. Eine klanglose, abgebrochene Stimme spricht in das Schweigen: „Der Bär! Der Bär! Wai, lieber Jungherr, möcht ich bloß weg können.“ Und nun deutliches Zähneklappern.

Der unglückselige Schulmeister klappt zusammen.

Den Jägern sinkt das Herz. Noch horchen, lauschen sie, aber die Enttäuschung ersteht riesengroß. Flüche, Scheltworte, tobender Zorn drängt auf die Lippe. Sie halten sich mühsam. Das Geräusch ist verstummt. Sie fühlen, wie es sich entfernt. Der Bär ist fort. Diese Nacht, wenn überhaupt, kommt er nicht wieder.

Der Förster seufzt hörbar. Mein Bruder richtet sich auf.

„Nun möcht' ich wirklich wissen, wozu Sie auf Bärenwacht kommen!“, schreit er, heiser vor Erregung. „Sie wußten, daß es um den Bären ging. Oder meinten Sie, ein Rebhuhn hätte das Pferd zerrissen?“

„Gewiß doch, Jungherr, ich wußte schon. Aber zu schrecklich war es, wie der Bär kam. Rein in die Stiefel ist mir das Herz gefallen“, stottert der Schulmeister.

„Sie konnten es ruhig in den Stiefeln liegen lassen. Warum sprachen Sie?“

„Ich hab' doch nicht gekonnt vor Angst.“

„So machen Sie, daß Sie nach Hause kommen. Nicht sehen mag ich Sie, Sie alte Klapperschlange.“

„Jetzt nach Hause? Allein durch den Wald? Nicht für Gold, Jungherr.“

Der Förster legt sich ins Mittel. Die Dunkelheit macht den Gang ohne Weg und Steg unmöglich. Er sammelt Reisig für ein Feuer. Bald lodert es freundlich empor. Die Schrecken der Nacht versliegen. Der Schulmeister hüllt sich fest in seinen Mantel und schläft seinen Todes-schreck aus. Seinem Beispiel folgen bald der Förster und mein zweiter Bruder. Der älteste verschmäht die Ruhe. Grollend sitzt er am Feuer. Einmal im Leben fällt dem Liviländer Bärenwacht in den Schoß. Der Bär kommt! Muß ein Schulmeister ihn verscheuchen!

Bei Morgengrauen suchen die Jäger nach den Bärenspuren. Sie lassen sich nicht feststellen. Der Waldboden verrät seinen Bewohner nicht. Schweigend geht es nach Hause. Der Schulmeister verschwindet ohne Gruß. Er hat sich nie wieder zur Bärenwacht gemeldet.

Der Förster und die Brüder wachen auch die nächste Nacht. Vergebens! Der Bär scheint verscheucht. „Wie sollte er nicht,“ sagt mein Bruder, „bis über den See war das Zähneklappern zu hören.“

Die dritte Nacht findet sich kein Wächter. Die erschöpften Jäger schlafen den Schlaf des Gerechten.

Am andern Morgen ist der Bauer auf dem Hof. Der Bär hat in aller Ruhe die begonnene Mahlzeit beendet. Er läßt nie wieder etwas von sich hören.

„Und daran ist allein der verdammte Schulmeister schuld“, sagt mein Bruder mit immer wieder steigendem Grimm.





14. Mancherlei Fahrten in Livland.

Keine Eisenbahn stört den tiefen Frieden Alt-Livlands. Seine Wälder, seine Ebenen schlummern ungestört. Sie dehnen sich erwachend, wenn die Sonne sie weckt. Kein durchdringender Pfiff unterbricht ihre Nachtruhe, keine fauchende Lokomotive wirft Funken in das verschwiegene Waldesdunkel. Der Huf des Pferdes, das rollende Rad, die blanke Schlittenkufe sind die Beförderungsmittel. Zahlreich die Abenteuer, die das Fahren bringt. —

Es ist ein frostklarer Wintertag. Die Sonne steht am Himmel, die Schneedecke funkelt. Mein Bruder wählt im Wagenhaus das Gefährt. Er will ausfahren. „Ich meine, heute kann es der Wasok sein“, sagt er.

Der Wasok ist als Schlitten, was die geschlossene Kutsche als Wagen. Griesgrämig, meist unbenutzt, steht er in der Ecke. Die schmalen Wege Livlands, wo nur eben die eingefahrene Spur fahrbar ist, verbieten ihn. Nur wenn wie heute der Weg hart gefroren, das Wetter klar ist, darf man die Fahrt wagen.

Der Rutscher redet zu. Eifrig setzt er den Schlitten in stand. Die getrockneten Tabaksblätter, ein wirksamer

Mottenschuß, fliegen hinaus. Die Schneeluft streicht durch das moderige Gefährt. Das Leder wird schwarz gemacht, die Messingteile gepuzt. Als letztes reibt die Rutschersfrau die Glasfenster blank, die wie zwei wachsame Augen nach vorne blicken.

Nachmittags klingelt der Schlitten langgespannt vor's Haus. Mein Bruder im Pelz, meine Schwester steigen ein. Fort geht es. „Man sitzt wie im Zimmer,“ sagt mein Bruder, „ich weiß wirklich nicht, warum man sich diese Unnehmlichkeit nicht öfter macht. Von jetzt an fahre ich immer im Wasok.“

Die Pferde wiehern munter in den Wintertag. Der Wasok fliegt wie ein fremdartiger Vogel. In einer Stunde ist das Ziel erreicht.

Im Winter genießt man auf dem Lande Besuch doppelt. Arbeit gibt es wenig. Allein auf der Tenne klappern die Dreschflegel, fliegt die Spreu. Das Buch, die Handarbeit sind die einzige Abwechslung. Und der Besuch, der unerwartet, stets willkommen vor die Tür klingelt.

Meine Geschwister werden freudig empfangen. Es plaudert sich gut am lodernnden Kamin, am Kartentisch, an der Abendtafel.

Spät ist es, als der Wasok vor der Treppe hält, langsam zum Hof hinausfährt. Mein Bruder schmiegt sich in die Ecke. „So, jetzt werde ich schlafen.“

Aber nach fünf Minuten fährt er auf. „Es stümt!“

Er lüftet das Schuzleder an der Seite. S . . . s . . . s . . . s stäubt eine Handvoll Eiskörner in den Schlitten. Reiner, der in Livland zu Hause ist, mißversteht den singenden

klagenden, so sehr gefürchteten Ton, wenn er über die Flächen zieht, jede Wegspur verwehend.

„Na, das wird Spektakel geben. Janka!“ Mein Bruder reißt die Schlittentür auf. Unbeweglich sitzt der Rutscher. Sein Bärentragen, der geschlossene Schlitten fangen jeden Ruf auf.

„Laß doch,“ beruhigt meine Schwester, „noch ist nichts geschehen.“ Mein Bruder wird eifrig. „Soll ich Janka nicht kennen? Bei Schneetreiben verliert er todsicher den Weg.“ Wie zum Sprung gerüstet sitzt er. Der Schlaf ist vergessen.

Der Wasok schwankt nach links, nach rechts. Nach einiger Zeit hopft es seltsam.

„Man sitzt wie in der Mausfalle,“ schilt mein Bruder, „plagte mich der Teufel, daß ich gerade heute den Wasok nahm! Das kann der Weg nicht mehr sein.“

Aber Janka fährt unbekümmert vorwärts.

Es hält meinen Bruder nicht länger. Er stößt die Schlittentür zurück. „Halt!“ Er rappelt sich heraus. „Wohin, zum Henker, fährst du, Janka? Wir sind von der Straße abgekommen.“

„Wo denn von der Straße! Dort liegt der Wald. Es ist angestümt, nichts weiter.“

„Der Wald liegt rechts. Du bist auf dem Felde.“

„Ein Wunder wär es nicht. Glatt wie die Hand ist alles und weiß, wie das Totenhemd. Wie auf einem Pfannkuchen fährt man, ohne Spur.“

Mein Bruder klettert in den Wasok zurück. Der ungefüge Schlitten geht wie ein kämpfendes Schiff, kopfüber, kopfunter.

„Seefrank kann man werden,“ wettert mein Bruder, „und das nennt sich Vergnügen.“ Wieder verläßt er den Schlitten und watet vorwärts. Nach zehn Schritten schwindet der Boden unter seinen Füßen. Er liegt bis an den Leib im Graben. „Nun behaupte noch, daß du kein Esel bist! Ein Augenblick, und der Wasok läge hier an meiner Stelle. Ich möchte wissen, wer ihn dir zur Nachtzeit herausholt. Kehr um!“

Ja, das ist leicht gesagt. Der Wasok ist nicht der Schlitten, den man mit einer Hand kehrt und herumwirft. Beide Männer schieben mit vereinten Kräften. Schritt vor Schritt geht es zurück.

„Hier ist der Weg,“ triumphiert mein Bruder, „hier bist du abgebogen.“

„Nach dem Wald hab' ich mich gerichtet“, verteidigt sich der Rutscher.

„Der Wald liegt rechts. Nächstens richtest du dich nach dem Mond und fährst an den Bäumen hinauf.“

Schweißgebadet steigt mein Bruder ein. Er fährt alle Augenblick mit dem Kopf hinaus und beruhigt sich erst, als der Wasok laut klingelnd in den Wald einfährt. Er seufzt erleichtert: „Das eine weiß ich: nie wieder fahre ich im Wasok aus.“ —

Ebenso schlimm wie Stümmwetter ist allzu reicher Schneefall. Da fahren wir dahin. Ein Schlitten langgespannt. Die Glöckchen läuten. Es ist eine Lust. Aber schon naht das Verhängnis. Ein Pferdekopf taucht auf. Leider hängen Pferd und Schlitten dran. Gespannte Blicke richten sich nach vorne. Was ist es?

„Ein Fuder!“ rufen eifrige Stimmen.

„Wo nu ein Fuder!“ bellert der Kutscher, „ihr habt einen Heusack geladen.“

„Wir fahren eine Tonne. Biegt aus!“

„Die Tonne ist leer. Sie ist zum Schein da. Ich kenne euch.“ Es hilft nichts. Wir müssen ausbiegen. Beim ersten Schritt von der Wegespur fällt das Pferd bis an die Ohren in den lockeren Schnee. Es rappelt sich vorwärts. Schlimmer geht es dem Deichselpferd. Am schlimmsten dem Schlitten. Der Kutscher ist abgestiegen. Er stützt, er hebt! Die Pferde regen sich auf, werfen sich seitwärts. Wie Maulwürfe graben sie sich vorwärts. Der Schlitten kippt. Kopfüber schießen die Insassen in den Schnee. Man dankt Gott, wenn man atemlos, über und über naß, wieder im Schlitten sitzt.

Die Bauern, die das Unglück verschuldet haben, sitzen gleichmütig neben ihrer Tonne.

Der Kutscher kocht. „Wartet, ihr Lausebuben!“ Er springt auf den Bock. Er schnalzt. Die Pferde ziehen an. Der Schlitten ruckt. Blitzschnell fährt der breite Seitenflügel vor, faßt den feindlichen Schlitten und hebt ihn hoch. Ehe die Bauern sich besinnen können, ist ihr leeres Faß ins Rollen gekommen. Sie liegen fluchend in der Grube, die sie uns gegraben hatten. Wir klingeln weiter. Der Kutscher lacht schadenfroh.

Wir beten im innersten Herzen, der liebe Gott möchte diesen einen Tag die Menschheit im Hause halten. Wir finden keine Erhörung. Es naht ein Gefährt. Diesmal ist es unbestreitbar ein echtes Fuder. Seufzend lockern wir den Pelz.

Da lacht der Kutscher fröhlich auf. „Keine Sorge, es ist ein Jude.“

Unser guter Freund, der wandelnde Krämerladen Motles fährt heran. „Au wai, lieber Herr, hab' ich doch wahr und wahrhaftig ein Fuder.“

„Das sehen wir, Motles! Aber wir sind schon mal im Graben gewesen. Jetzt ist die Reihe an dir. Du weißt, Gerechtigkeit muß sein.“

Motles fleht und jammert.

Der Kutscher läßt sich nicht erweichen. „Es ist heller Tag. Ob du eine Stunde früher oder später ankommst! Fackele nicht, Motles. Hast du Glück, so bringst du dein Fuder heil durch den Schnee.“

„Wo wer' ich, wo wer' ich, goldner Herr, bei den tiefen Snei.“ Der geduldige Sohn Israels ergibt sich in sein Schicksal. Die Herrschaften, denen er begegnet, sind seine guten Kunden. Kann er sie vor den Kopf stoßen? Er lenkt sein Köhlein mit hü und hott. Es steht widerpenstig und schüttelt den struppigen Kopf. Wehen Herzens holt er mit der Peitsche aus. Ein Wanken, Stürzen, Poltern! Da fliegen sie, die wohlverschnürten Ballen. Motles ringt die Hände.

Wir fahren mitleidig unsere Straße. —

Gerade so ereignisreich ist das Fahren im Frühling, wenn es taut. In kleinem Schlitten sind wir unterwegs, der Kutscher und ich. Schon wärmt die Sonne. Es tropft aus den Traufen. Eigentümlich knarrt es unter den Rufen. Das macht, sie sinken in eigener Schwere in den weichen Schnee. Die Straße ist nicht mehr ein helles Band. Dunkel

hebt sie sich aus den weißen Schneerändern. Die Gegend ist bergig. Da ist das Fahren immer schwierig. Der Schnee füllt die Täler, liegt lose auf den Höhen. Jetzt leuchtet der nackte Stein auf den Bergen, die Tiefen sind gefährliche Fußfallen. Eine vorsorgliche Polizei ordnet das Ausgraben der Wege an. Die Bauern sind an der Arbeit.

Metertief haben sie sich in den Schnee gefressen. Die Schollen fliegen zur Seite. Weiterhin ist der halbe Weg fertig. Die andere Hälfte liegt unberührt.

Wir halten am Rande des Abgrunds. Das Pferd springt zu. Ein livländisches Pferd ist auf alles gefaßt. Auf ebener Straße klingeln wir fröhlich weiter. Stopp! Es kommt der Aufstieg.

So turnen wir in rührender Geduld auf und ab, bis die Gegend abflacht und uns weitere Abenteuer erspart. — Im Frühling tauchen auf viel befahrenen Straßen knietiefe Gruben auf. Wie eine Perlenreihe laufen sie wersteweit. Auf einer denkwürdigen Fahrt will mein Postillon mir so viel wie möglich ersparen und jagt mit hü und hott seine Straße. „Wir fliegen über die Grube weg, Fräuleinchen, das ist das Leichteste.“

Er hat recht. Bloß schlägt der Schlitten jedesmal mit aller Wucht auf den Grubenrand. Jeder Stoß schnellt mich auf den Boden des Schlittens. Betäubt bleibe ich sitzen, um mich langsam auf den Sitz zu rappeln. In der Stadt angekommen, steht meine Uhr. Der Uhrmacher horcht an ihr. „Die Uhr muß heftig gefallen sein. Die Feder ist kaputt.“ — „Gefallen ist sie nicht. Aber ich machte eine Schlittenfahrt.“ —

Das sind so Winterfahrten. Ihrer ist Legion. Die Fahrten im Sommer sind wesentlich leichter. Bloß muß man sie nicht in dunkler Herbstnacht, bei strömendem Regen mit einem hühnerblinden Kutscher unternehmen.

Wir sind so unvorsichtig. Von einem Familienfest heimkehrend, haben wir uns verspätet, meine Mutter, mein Bruder und ich. Die Nacht ist finster, sternlos, der Weg schlecht. Der Regen fegt vom Himmel. Ich sitze neben dem Kutscher auf dem Bock. Meine Mutter, mein Bruder gutgeschützt im geschlossenen Wagen. Stumpfsinnig platschen die drei Pferde durch den tiefen Schmutz. Ich bin sicher, sie schlafen. Der Kutscher schläft nicht, aber da er hühnerblind ist, das heißt im Dunkeln nicht sieht, kommt es fast auf dasselbe heraus.

Plötzlich greife ich mit beiden Armen schutzsuchend nach vorne. Da liegt auch schon der Wagen. Aus dem Innern hat es geschrien, geklirrt. Der Kutscher reißt sich aus den Decken, beruhigt die Pferde. Aus dem Krug nebenan kommen Leute mit der Laterne. Der Wagen liegt auf der Seite, quer über dem Graben. Hilflos starren die Räder empor. In der Türöffnung steht mein Bruder und schilt. Von meiner Mutter ist nichts zu sehen.

Die Pferde werden abgesträngt. Der Wagen soll auf. Da ruft meine Mutter. Sie will heraus. Leichter gesagt, als getan. Selbst steigen kann sie nicht. Die Wagentür liegt als Oberlicht über ihr. Jeden Augenblick fürchtet sie durchs zweite Fenster zu treten und auf Nimmerwiedersehen im Graben zu verschwinden.

Die Bauern beraten. Sie turnen auf Räder und

Verdeckt. Sie greifen in das Wagendunkel und packen meine Mutter. Eins — zwei — drei! Sie bewegt sich, schwebt.

Da, ein Hindernis! Meine Mutter ruft ängstlich. Ihr Mantel sitzt fest. Aber was der Bauer hat, läßt er nicht los. Der Bienen muß!

Ein Reißen, Zerren. Meine Mutter steht auf dem Rasen. Ein Mantelfetzen blieb eingeklemmt im Wagen. — Aber nicht alle Fahrten in Livland sind mit unliebsamen Abenteueren verknüpft. Wie schön sind die Fahrten durch die Nacht!

Wir drei Schwestern besuchen den verheirateten Bruder. Es ist heiße Zeit. Wir schonen die Pferde und fahren durch die Nacht. In den nebligen Wiesen schreit die Schnarrwachtel, quaken die Frösche. Wie Schemen stehen die Waldbäume, lautlos, unbeweglich. Am Horizont glüht ein roter Saum. Wir sehen ihn erblaffen. Er verschiebt sich, wird dunkler. Die Sonne, die zu kurzer Rast schwand, wird wenige Schritte weiter mit neuer Kraft steigen.

Schon steigt die erste Lerche. Die schlafenden Gehöfte am Wege erwachen. Der Brunnenschwengel schreit. Eine Magd mit struppigem Haar läuft über den Hof. Weiter zieht das Vieh brüllend auf die Weide.

Es ist heller Morgen, als wir unser Ziel erreichen. Langsam, um niemand zu stören, fahren wir vors Haus. Uns wird geöffnet. Liebkosend begrüßen uns die Hunde. Nur schnell zu Bett. Wir winken dem Hausmädchen. „Wir wissen Bescheid.“ Auf den Fußspitzen schlüpfen wir ins Fremdenzimmer. Das ist ja sonderbar verändert. Kramkammer scheint es so nebenbei. Wir sind jedenfalls nicht erwartet.

Seufzend machen wir die Betten frei. Ein Stiefel fällt, überschlägt sich polternd. „Still doch!“ Wir lachen. Betttücher sind keine vorgesorgt. Es geht auch so. Halb angekleidet fallen wir in die Kissen. Ach! Das tut wohl nach durchfahrener Nacht.

Plötzlich geht es los: tok — tok — tok, dicht an unserm Ohr. Wir schrecken empor. Na ja, Glück muß man haben! Die Veranda wird neu geschindelt. Ohne Pause hämmert es drauf los, daß die Ohren klingen.

„Machtlos ist der Mensch gegen das Schicksal,“ sage ich weise, grabe den Kopf tief in die Decke, vergesse das Ungemach der Welt — und schlafe ein.

Es ist spät, als wir erwachen. Meine Schwägerin steht im Zimmer. Freudige Begrüßung, lebhaftes Erzählen.

„Wie unbequem habt ihr es gehabt“, sagt sie mitleidig.

Als wir nach dem Kaffee die Zimmer besehen, stehen wir unerwartet in einem unberührten Fremdenzimmer. Es ist still und kühl. Einladend sind die Betten bezogen.

Wir machen keine geistreichen Gesichter. „Was ist das?“

„Das Zimmer, das euch erwartete! Wegen des Lärms hatte ich umgekrant.“

Wir brechen in ein schallendes Gelächter aus. Na ja, wie man sich bettet, so liegt man.





15. Weihnachtszeit.

Weihnachtszeit ist nah. Schon ist der erste Advent vorüber. Wir zählen die Tage, die die Ferien bringen und die Geschwister nach Hause führen sollen.

Eines Tages kommt mein jüngster Bruder an. Fast unkenntlich in seinen Hüllen sitzt er im Schlitten. Schelmisch droht er mit der Peitsche nach links und rechts. Schon seit einem Jahr ist er Schüler in der fernen Stadt und hat sich zu einem regelrechten Tyrannen seiner jüngeren Schwestern ausgewachsen. Unerbittlich schwingt er das Zepter. Trotzdem freuen wir uns seiner Heimkehr. Den ersten Abend ist Friede. Dann entbrennt der Kampf. Er schließt, wenn seine Sachen zur Abfahrt gepackt werden.

In den darauffolgenden Tagen kommen die älteren Brüder. Die Weihnachtszeit hat damit für uns begonnen.

Es ist Abend, da sammeln wir uns in der Küche. Ein Backtrog steht bereit. Auf dem Feuer brodelt es im Messingkessel. Meine Schwester greift zum Backlöffel. „Vorsicht!“ Wir springen zur Seite. Goldbraun, kochend heiß ergießt sich der Sirup in den Trog. Der Dampf steigt auf. Wir klatschen in die Hände. „Nun riecht es schon nach Weihnachten.“ Neugierig sehen wir die leckeren

Zutaten dazu schütten. Die Pottasche erregt unsere Gemüther. Der Sirup steigt. Weißlich schäumt es empor. Wir schreien angstvoll. Da, er hat den Rand des Backtroggs erreicht. Mit Feuereifer wird gerührt. Die Gefahr zieht vorüber. Besänftigt legt sich der braune Zuckersee. Die Brüder werfen ihre Röcke ab. Mit Brotschaufeln klopfen sie den Teig. Das klingt, als würde Wäsche geschlagen. Kräftig tun sie es. Die Schweißperlen stehen ihnen auf der Stirn. Ihr Lohn sind die süßen Teigüberreste im Trog. Eifrig krazen, schaben sie die Leckerei. Ich helfe wacker mit. Den nächsten Morgen erscheine ich blaß und übernächtigt am Kaffeetisch. Ich habe eine böse Nacht gehabt und lebe drei Tage von Tee, Hafergrütze und Zwieback.

Eine Woche später gibt es Pfefferkuchenbacken. Alle sind dabei. Die Schwestern überwachen den Backofen, die Brüder mit ihren reichen Kräften schwingen die Backrolle. Wir stechen zierliche Kuchen aus, streichen sie mit Ei. Eine blanke Mandel darauf ist der Schluß. Abends stehen Schiebladen voll glänzender brauner Kuchen fertig. Wir sind Weihnachten einen Schritt näher gekommen.

Das Backen setzt sich die nächste Zeit fort. Wir finden meine Schwester beim Mandelnstoßen, Zuckerreiben. Wir gehen auf den Fußspitzen. Matronen misraten so leicht. Die letzten sind die weißen Schaumtröpfchen, die Vanilleplätzchen, die friedlich in der Ofenröhre trocknen. Das Backen hat ein Ende.

In diesen Tagen führt uns unser Weg täglich zu Mattwei, dem Viehpfleger. Mattwei ist in der Stadt.

Eines Morgens steht sein Wagen vor dem Hause. „Seit heute früh ist er da,“ melden seine Söhne. Jubelnd umtanzen wir den Wagen, zählen die gewichtigen Kisten darauf. Nachmittags werden sie zu uns gefahren. Sie landen in unserer Handkammer. Bis auf die größte, die wandert in ein besonderes Zimmer. „Die Geschenke,“ geht es flüsternd von Mund zu Mund.

Die Handkammer lassen wir nicht mehr aus den Augen. Mein jüngster Bruder trägt zur Sicherheit das Beil bei sich. „Wird bald ausgepackt?“ ist unsere stündliche Frage.

„Seid nicht so entsetzlich lästig.“

Drauf machen wir uns unsichtbar. Bloß die Ohren sind auf der Hut. Da! Die Handkammertür hat geknarrt. Wir fliegen heran.

Mein Bruder wirft sich auf die Arbeit. Er stemmt, er bricht. Wir zerren an den Brettern. Die erste Kiste ist los. Geschäftig ziehen wir Tüte auf Tüte heraus. „Das sind die Nüsse! Das sind Datteln! O, die Feigentiste ist kaputt. Sollen wir sie umschütten?“ Es ist immerhin möglich, daß beim Umschütten etwas für uns abfällt.

Als die Kiste leer ist, ziehen wir sie mit Hallo auf den Flur. Die zweite kommt an die Reihe. Meine Mutter empfängt ihren Jahresbedarf an allerhand Waren zusammen mit dem Naschwerk.

„Es ist alles da, es soll in den Keller,“ lautet die Botschaft. Das ist was für uns. Wir drängen bereitwillig vor. An die Kellertür poltern wir mit beiden Fäusten. Die Mäuse sollen sich vorsehen. Dann tappen wir beladen

nach unten. Zehn Stufen, nochmals zehn. Es geht wie in die Unterwelt. Wir sprechen besonders laut und fröhlich. Die feuchten, finsternen Kellergewölbe erinnern zu sehr an Peters Räubergeschichten. Fast erleichtert steigen wir ans Licht empor. „Ich schließe euch ein. Ätisch, warum trödelt ihr.“ Bang! schlägt die Thür zu.

Ein furchtbares Angstgeschrei. Wir schlagen verzweifelt dagegen.

„Was habt ihr wieder?“ Meine Mutter öffnet.

Wir stehen verlegen. Der Missetäter ist entwischt. —

Abends sind Mutter und Schwester verschwunden. Glücklich lächelnd zeigen wir auf die geheimnisvolle Thür. Dahinter raschelt Papier. Gedämpftes Sprechen tönt. Als ich am andern Tage durch das Zimmer gehe, stoßt mein Fuß. Das Herz setzt einen Schlag aus. Vor dem Schrank steckt der Schlüssel.

Soll ich? Ich spring zu. Geräuschlos öffnet sich die Thür. Fast sehe ich nichts, so aufgereggt bin ich. Vorne an liegt ein Märchenbuch.

Ich schlage die Thür zu. Der Schlüssel fällt. Ich fliehe wie gehezt. Das Märchenbuch steht in meinen schuld-bewußten Augen. —

Wenige Tage vor dem Fest fahren meine Brüder in den Wald, den Baum zu holen. Abends wird vergoldet: Nüsse, Tannenzapfen, was uns Spaß macht. Wir machen die Vorarbeiten. Das Vergolden ist uns zu schwer. Heimlich holen wir die Nuß aus der Tüte. Wir drücken aus Leibeskräften. Die Schale ist zu hart. Aber die Thür

ist der sicherste Nußknacker. Bloß flink muß man sein!
Krach!

„Habt ihr schon wieder eine Nuß stibigt! Wart, ich werd' euch!“ Ein Stuhl fällt um. Wir springen die Treppe nach unten. Das große Haus verbirgt uns. —

Am 24. sind wir früh heraus. Während wir unsere Milch trinken, geht die Haustür. Schritte klingen im Vorzimmer. Es raschelt. „Der Baum, der Baum!“

Mit andächtigen Augen sehen wir ihn aufrichten. Wir streicheln seine frischen, duftenden Zweige. Das ist kein schwindfüchtiger Stadtbaum, der seine Nadeln rieseln sieht. Es ist unser Freund aus dem Walde, der das Weihnachtsfest mit uns feiert.

Meine Schwester hat den Christbaumschmuck ausgestellt. Schlicht ist er. Nur goldne Nüsse, Zwiebeläpfel, bunte Papierketten. Die Lichtchen stecken wir auf Leuchter, brennen sie an. Ein feiner Wachsduft zieht durchs Zimmer. Dann ist unsere Arbeit getan. Wir verlassen den Saal. Die Brüder besorgen das Schmücken.

In der Handkammer erwartet uns andere Arbeit. Vor Wochen sind wir von Haus zu Haus gegangen. Wir haben die Kinder gezählt, haben nach den brennendsten Wünschen der Erwachsenen geforscht. Drauf wurde eifrig geschneidert.

Jetzt stehen die Gaben für die Leute in Körben, nach Familien verteilt.

„Hier, faßt an! Tragt das ins Weihnachtszimmer. Aber vorsichtig. Es ist alles geordnet.“

Das Weihnachtszimmer liegt im Nebenhaus. Es steht das Jahr über unbenutzt. Gestern ist es gepuzt, gelüftet. Der Weihnachtsbaum steht drin aufgerichtet. Neugierige Kindergesichter drücken sich an den Fensterscheiben platt.

Wir machen uns ans Aufbauen. Auf Holztischen legen wir sie aus, die Kleider und Kleidchen, die Sackchen und Höschen. Dazu Äpfel und Pfefferkuchen, Tee und Zucker, Rosinenbrot und Kaffee. —

Um fünf ist die Bescherung. Seelenvergnügt laufen wir in die Häuser. „Kommt! Es ist Zeit.“

Großes Erstaunen! Dabei stehen die Kinder seit einer Stunde fertig angezogen. Die Gesichter glänzen von Wasser und Seife, die Zöpfe sind steif geflochten. Den Jungen tropft das Wasser aus dem blanken Haar.

Durch den knirschenden Schnee geht es dem Weihnachtszimmer zu. Als alle versammelt sind, wird ein Choral gesungen. Die Thür öffnet sich langsam. Die Lichtchen spiegeln sich in glücklichen Kinderaugen.

Meine Mutter steht unter dem brennenden Baum. Sie hört geduldig die Sprüche, die Gesangbuchverse der Kinder. Seit Wochen haben ehrgeizige Mütter ihre Kleinen gelehrt. Die Rute war dahinter, oder das Zuckerbrot.

Wir beginnen die Bescherung.

„Für Gärtners Alwine! Für Kutschers Karl!“ Meine Schwester legt uns die Sachen auf die Arme. Glückselig geben wir weiter. Bis jeder seine Sachen hat. Die ungeschickten Kleinen Arme halten den Reichtum nicht. Hier fällt ein Pfefferkuchen, dort rollt ein Apfel. Die Mutter

kommt mit ihrer großen Schürze. Darin verschwindet alles. —

Und nun nach Hause! Fern und ferner klingen die Stimmen der heimkehrenden Leute. Wir springen, wir jubeln, wir fassen uns nicht vor Glück. Jetzt! Jetzt sind wir dran! Sternklar ist der Himmel. Der Frost knackt. Wie mit dicken, weißen Wollhauben stehen Büsche und Bäume. Es ist Weihnachtsnacht!

Durch die Küche tappen wir nach oben. Kein Weg führt mehr durch den Saal. Im Speisezimmer ist es hell und traulich.

„Flink in den Keller, das Naschwerk heraufholen!“ Wir tappen die schlüpfrige Stiege mit dem Licht. Die Flamme flackert. Wenn sie verlöscht! „Daß du dir jetzt nicht einfallen läßt, die Thür zuzuschlagen!“ — Im Speisezimmer legt meine Schwester auf. Ein Teebrett voll für die Erwachsenen. Für uns Kinder — Teller. Eifersüchtig wachen wir. Ein Stück von jedem kommt uns zu. Nüsse und Rosinen eine Handvoll.

Nach der Beschäftigkeit der letzten Tage tritt eine Stille ein. Das Sorgen schweigt. Alles ist bereit. Sogar meine Mutter sitzt. Ein Anblick, der uns fremd ist.

Allein hinter der Thür in dem Saal ist Leben. Auch das schweigt. Einer nach dem andern kommt und steht untätig, erwartungsvoll. Durch die Ritzen und Spalten aber dringt ein Funkeln, hell und heller.

„Ruft die Hausleute“, sagt meine Mutter.

Sie stehen im Anrichtezimmer.

Die Thür geht. Vorsichtig schiebt mein Vater sich durch.
„Sind alle da?“

Sein Gesicht ist immer voll Freundlichkeit. Aber nie erscheint es mir so von innen heraus hell, wie am Weihnachtsabend, wenn er fragt: „Sind alle da?“

Alle! Alle! Wir drängen uns vor. Wir ordnen uns, die Kleinen voran. O Seligkeit, zu den Kleinen zu gehören! Liebevoll streicht mein Vater unser Haar. Und schiebt die Flügeltür zurück.

Der weite Saal liegt in einem Lichtmeer. Der hohe strahlende Baum spiegelt sich im Pfeilerspiegel gegenüber, im Raminspiegel. Wohin man blickt, grüßt er, gleißt er in seinem grünen Kleid, seinem fremdartigen Schmuck. Wir stehen stumm, ergriffen, bewegt. —

„Stille Nacht, heilige Nacht!“ Meine Mutter hat sich ans Klavier gesetzt. Leise schlägt sie die Tasten an und singt. Wir stimmen ein.

Noch während wir singen, schweifen unsere Augen ab. Sie bleiben auf den Geschenktischen hängen. Die vier großen Geschwister haben ihre Bescherung am runden Sofatisch. Dreißig Menschen und mehr können sich um ihn reihen. An solch großem Tisch hat man das Gefühl, daß keiner den andern stört. Wir Kinder haben eigene Tische, beladen mit Kleidungsstücken, Spielzeug, Büchern. Auch wir schenken. Im Sommer bearbeiten wir ein Stück Gartenland, pflanzen, säen, und verkaufen den Ertrag. Das Geld ist für Geschenke. Wenn meine Schwester zur Stadt fährt, nimmt sie unsere Bestellungen mit.

Die Schwestern erhalten bunte Schleifen, die Brüder

jeder drei Kragenknöpfe. Wir müssen haushalten. Unser Reichthum hat seine Grenzen. Die kleinen Geschwister bekommen ein buntes Heft, Pfeffernüsse, eine Tafel Schokolade, die Eltern Handarbeiten. Nur meine zwei Jahre ältere Schwester und ich, wir schenken uns nie etwas. Wir sind so unzertrennlich. Es käme uns vor, als beschenkten wir uns selbst. Wir schleichen unauffällig an die Tische heran, „ob sie sich auch freuen“.

Jedes Weihnachtsfest gibt es eine neue Puppe, jedes Fest ein Buch. „Das Märchenbuch!“ blüht es schuld- bewusst durch mein Hirn. Aber es ist kein Märchenbuch. Ich komme auf den Gedanken, geträumt zu haben. Später sehe ich das bewußte Buch auf dem Platz des Schreibertisches. Es ist mir eine Erleichterung. So lebhaft Träume grenzen ans Gespensterhafte. Mit jeder Sache laufen wir zur Mutter. „Sieh, Mama, sieh!“

Mein Vater geht von Tisch zu Tisch. Er erklärt, besieht und lacht still in sich hinein. Die Geschwister am großen Tisch sprechen lebhaft durcheinander. Mein jüngster Bruder hält sich gern in der Nähe des Naschwerks auf. Sein eigener Teller bleibt unverhältnismäßig lange gefüllt. Wenn bei uns bloß noch eine schüchterne Rosine ihr Dasein fristet, ist sein ganzer Reichthum fast unberührt.

Während am Baum Licht auf Licht verlöscht, ist im Speisezimmer der Teetisch gedeckt. Aus dem dämmernden Weihnachtszimmer ziehen wir an den hell erleuchteten Tisch. Wir Kinder erledigen die Abendmahlzeit im Stehen. Zu sehr lockt uns der Saal. In einem Winkel wird das Buch verschlungen. Märchenzauber umfängt uns. Wie

hinter einem Vorhang hören wir die Stimmen der Eltern,
der Geschwister; die Seemaschine singt. Um dunklen Baum
ist ein eigenes Leben. Es knistert geheimnisvoll, blitzgleich
funkelt es auf. Eine Nuß springt von Zweig zu Zweig.
Der Weihnachtsabend ist gewesen.





16. Winterferien.

Weihnachtszeit! Ferienzeit! Wie eine überreiche, nach allen Seiten schenkende Fee scheint sie uns.

Das Fest ist gewesen. Der Morgen dämmt. Ehe noch ein Auge sich öffnet, schlüpfen wir ins Weihnachtszimmer. Wir wollen sehen, wie die Geschenke bei Tag ausschauen. Es gibt immer Überraschungen. Das Anziehbare wird mitgenommen. Der erste Weihnachtstag soll die fremde Pracht genießen.

Als der Morgen zum Vormittag vorrückt, geht es hinaus. Ein neuer Mantel, eine Fellmütze, vor allem die blanken Schlittschuhe sollen eingeweiht werden. Der Teich liegt unter einer Schneedecke, aber wir haben kräftige Arme zur Hilfe. Der Schneeschlitten schiebt Schneewälle zur Seite, die Schneeschaufel fliegt. Wir schrubben, fegen, wie die Heinzelmännchen. Bald zieht eine schmale, dunkle Eisstraße schlangengleich über den Teich. —

Seit dem Herbst haben wir einen heiteren Besuch im Hause, eine Cousine, die aus Deutschland kam. Seitdem reißt das Lachen bei uns nicht ab. Wir sind eine ernste, schweigsame Familie. Wir lachen sozusagen in den Ferien.

Jetzt lachen wir auch alltags. Grundlos? Für Grund sorgt die Cousine.

Seitdem die Brüder da sind, nimmt der Übermut zu. Man sollte meinen, die wilde Jagd tobte durchs Haus. Da sie die Stunden sorgfältig wählen, geht alles gut. Mein Vater lacht nachsichtig.

Im Freien auf dem Eis hat der Frohsinn keine Grenzen. Als geschickte Läuferin fliegt meine Cousine dahin. Bald ist sie Jäger, bald das gehezte Wild. Wir bewundern sie, wie sie, von kräftigem Arm geschneit, vogelgleich über die Eisbahn fliegt. Als meine Schwester es ihr nachtun will, fliegt sie auch, aber sitzend. Eine breite Spur im Schnee ist Zeuge der unprogrammäßigen Fahrt.

Wir Kinder pläzen vor Neid. Bloß Schlittschuhe an den Füßen haben. Sich wiegen, gleiten, fliegen zu können.

Wir stöbern auf dem Boden in Winkeln und Risten. Heureka! Ein paar rostige Schlittschuhe meines Vaters sind die Beute. Ich drücke sie an mein Herz. Nachmittags, als alle im Hause sind, mache ich den Versuch. Anschnallen geht nicht. Mein Fuß reicht eben über die Hälfte des Schlittschuhs. Wozu aber wurden Zuckerschnüre geschaffen. Geduld und Ausdauer regieren die Welt. Ich schüttele den Fuß. Der Schuh hält. Ich habe gesiegt!

Aber, o weh! Das Laufen-können scheint der Hauptfaktor zu sein. Wohl stehe ich sicher auf meinen Beinen, vorausgesetzt, daß ich Stiefel an habe; aber auf zwei messerbreiten Flächen balancieren, das will gelernt sein. Ich

bringe also den ersten Tag meistens sitzend zu. Oder soll ich sagen fallend? Der Weg zum Wiederaufstehen ist nicht weit. Ich verdanke es meinen neun Jahren.

Am zweiten Tag kommt es vor, daß ich stehe. Ja, ich bringe es mit besonderer Vorsicht zu einigen Schritten. Ich falle nur, wenn ich eben rufe: „seht! seht!“ Dann aber mit tödlicher Sicherheit. Den dritten Tag tummle ich mich seelenvergnügt auf dem Eis. Auf Grazie gebe ich wenig. Aber ich falle nur, so oft es unbedingt nötig ist. —

In die Weihnachtszeit fällt ein für uns wichtiger Moment: Die Puppentaufe! Unter dem Christbaum finden meine Schwester und ich jede einen entzückenden Pflegling. Es war Zeit! Da wir leidenschaftliche Puppenmütter sind und das Material in den letzten Wochen gänzlich versagte, helfen wir uns mit einfachen Kopfkissen. Sind die Kinder auch nicht schön in des Wortes eigener Bedeutung, so haben sie dafür Gewicht und Umfang. Es erhöht das Natürliche.

Wir haben bloß mit etwas nicht gerechnet, das ist unsere Cousine. Wie ein Wirbelwind fährt sie in unser Stilleben. Die so zärtlich gehütete Olga, Berta oder Klara fliegt an die Decke, fällt zurück, wird geschüttelt und geklopft.

Wir werfen uns zu ihrer Rettung auf. Vergebens. Sie löst sich in ihre Bestandteile auf, entblättert so zu sagen. Die Kleidungsstücke wirbeln in der Luft. Das Kissen liegt leblos, stumpfsinnig. Auch die glühendste Phantasie kann nicht leugnen, daß es nur ein Kissen ist. —

Zu der Taufe der Puppenkinder lassen wir Einladungen

ergehen. Sie werden angenommen. Es wird nämlich Schokolade gereicht. Nachher gibt es einen Tauffchmaus. Die Brüder erwählen wir feierlich zu Pastor, Rüstler und Pate. Warum wir das männliche Geschlecht bevorzugen, weiß ich nicht. Vielleicht weil sie im Familienkreis Gäste sind.

Der festliche Nachmittag ist da, da sammeln sich die Geladenen. Am Arm des Rüstlers hängt, eine prächtige Haube auf dem Kopf, mit niedergeschlagenen Augen — meine Cousine.

„Na, das wird Spektakel geben!“ zitiert meine Schwester.

Nißtrauisch mustern wir die Frau Rüstler, aber sie sitzt mild lächelnd neben ihrem so plötzlich erwählten Gatten. Die Haubenbänder, wie zwei bunte Schlangen, pendeln ihr auf die Schulter.

Anfangs geht alles gut. Die Gäste setzen sich. Mein Bruder, der Pastor, hält eine nette, kleine Rede. Die Puppen erhalten Namen. Die Verwicklungen beginnen beim Kaffee. Meine Mutter hat uns einen gefüllten Brotkorb gestiftet, auf dem neben Biskuit, das in Livland sehr geschätzte Gelbbrot liegt. Die Rüstlersfrau hat einen verwöhnten Gaumen. Ihre Hand fährt zielsicher nach dem Kuchen. Sie vergreift sich nie.

„Das Gelbbrot ist schön“, sagt meine Mutter bedeutungsvoll.

„Versuch' es, Herzchen“, schmeichelt mein Bruder, der Rüstler.

Seid klug, wie die Schlangen! Ich schiebe den Biskuit unauffällig unter das Brot. Aber Rüstlersfrauenwitz ist

schärfer als alle Versuche, ihm zu begegnen. Meine Cousine ißt den Kuchen. Und nur den Kuchen.

Beim Tauffchmaus spißt sich die Lage zu. Wir haben mit vor Eifer roten Wangen Apfelsuppe und Pfannkuchen hergerichtet und im Spielzimmer eine Tafel gedeckt. Der Appetit der Gäste ist gut. Wieder und wieder schöpfen wir Apfelsuppe auf. Ich reiche sie bereitwillig. Schließlich ist Apfelsuppe nichts Ungewöhnliches. Anders ist es mit den Pfannkuchen. Das Backen war mit einiger Mühe verknüpft. Und dann, wessen Herz von neun Jahren lacht nicht, wenn sie goldgelb, von Butter glänzend, vor einem liegen?

Wir haben reichlich gebacken. Ein hochgetürmter Berg Pfannkuchen kam nach oben. Der Berg schmilzt zusehends. Und noch immer nimmt sich die Rüstersfrau davon auf den Teller. Drei Kuchen, und wieder drei Kuchen und nochmal drei.

Unsere Gesichter werden lang. Schließlich findet auch die freigebigste Hausfrau, daß ihre Gäste genug haben. Ich verabreiche meiner Schwester einen gelinden, aber verständlichen Puff. Heimlich! „So laß doch endlich das Anbieten! Du siehst, sie nehmen immer. Für uns bleibt nichts nach.“

Ein lautes Gelächter antwortet. In höchster Erregung springt meine Cousine auf. Sie knüpft ihre Haubenbänder.

„Mann! Ich bin beleidigt! Wir verlassen den Schauplatz. Die Wirtinnen gönnen uns das Essen nicht, das wir uns harmlos schmecken lassen.“ Sie rauscht aus dem Zimmer. Lachend folgen die andern.

Wir werfen uns erleichtert auf die Überreste der süßen Mahlzeit. —

Es ist alte Gerechtigkeit, daß die Familie einmal in der Weihnachtszeit um Naschwerk spielt. Ist es, weil unser Lotto mit der Zeit sämtliche Zutaten eingebüßt hat, oder weil die bekannten Gewinnspiele noch nicht erfunden waren, genug, wir spielen Vingt et un, ein bekanntes Hazardspiel. Und so leidenschaftlich sind wir hinterher, daß wir unserm Vater keine Ruhe lassen. „Spielen wir heute? Bitte, laß es heute abend sein.“

Er willigt ein. „Ihr kennt meine Bedingung: Was ihr verliert, wird nicht ersetzt. Und Tränen werden während des Spiels nicht geweint.“

Um sechs sammeln wir uns im Eßzimmer. Jeder bringt seinen Teller Naschwerk mit. Mein Vater hält die Bank. Ein Teebrett, mit den schönsten Dingen gefüllt, steht vor ihm. Da wir Kinder vom Spiel, seinem Wagen und Vermeiden, seinen Vorteilen und Gefahren nichts ahnen, sitzen wir jedes neben einer Vertrauensperson. Ich bei meiner ältesten Schwester.

Meine Cousine nascht von ihrem Teller. „Dann verliere ich es nicht“, sagt sie.

„Ich fange an!“ ruft mein Vater. Er teilt Karten aus. Unter dem Tisch, in größter Heimlichkeit, werden sie gesehen. „Du mußt kaufen“, rät meine Schwester.

„Wer kauft!“ — „Ich! Ich! Ich!“ Die Kauflust ist groß.

„Faites votre jeu!“ Setzt Naschwerk! übersehen wir

frei. Ich lasse meine Augen wandern. Meine Mutter, meine jüngere Schwester scheinen nicht viel zu erwarten. Sie setzen ihren Zwiebelapfel. Die großen Brüder, bekannt durch ihr fabelhaftes Glück, bauen wahre Türme vor ihren Tellern. Meine Cousine „borgt“ eifrig. Sie hofft durch Glückswurf ihren leeren Teller zu füllen. Alles, was mitleidige Herzen ihr reichen, setzt sie.

„Und wenn du verlierst?“

Sie dreht lachend ihren Teller um. „Der Bettler bezahlt keine Schulden.“

Ich werde von den widerstreitendsten Gefühlen hin und her geworfen. Wer möchte mit neun Jahren nicht gewinnen! Andererseits kenne ich mein Mißgeschick. Erst letztes Jahr verlor ich die Feige, die Matrone, die Marmelade. Und solch durchsichtige grüne war es! Diese drei Stücke auf unserm Naschwerteller gelten als die seltenen, durch nichts zu ersetzenden Wertgegenstände.

Seufzend blicke ich auf den Teller. Nein! Ich wage nicht. Ich setze eine kleine Rosine, ein Vanilleplätzchen, zwei Mandeln. Als mein Vater klopft „rien ne va plus“ schiebe ich die Mandeln zurück.

„Die Bank hat sich totgekauft!“

Ein Jubelschrei über den ganzen Tisch. Meine Cousine hängt „ohnmächtig“ am Halse meiner Mutter.

Mein Vater zahlt aus. Es ist dies der schönste Augenblick des Spiels. Eintönig klingt es, Kinderohren so verlockend: „Eine Feige, zehn Nüsse, ein Pfefferkuchen.“ — „Eine Marmelade, acht Traubenrosinen, zwei Datteln.“

Als meine Cousine dran ist, nimmt das Aufzählen kein Ende. „Eine Rosine, noch eine Rosine, noch eine Rosine.“

„Zum Ruckuck, kannst du die Rosinen nicht alle zusammen nennen?“

„Dann übersehe ich am Ende eine.“ Meine Brüder zu beiden Seiten helfen zählen. Als sie ihren Anteil einstreicht, quillt er ihr über den Teller. Sie bezahlt ihre Schuld und nascht frohgemut drauf los.

Meine Mutter, meine Schwester streichen enttäuscht ihre Zwiebeläpfel ein. „Ich wollte ihn los werden. Er ist mir zu hart. Nun habe ich glücklich drei“ klagt meine Mutter.

„Und was zahle ich dir aus?“

„Eine Rosine“, sage ich wehmütig, „und ein kleines Vanilleplätzchen.“

Allgemeines Gelächter! „Warum bist du so sparsam gewesen?“

Ja, warum! Einmal sucht das Glück mich auf. Und gerade da bin ich nicht gerüstet. „Aber jetzt!“ denke ich, „man darf nicht zu ängstlich sein.“

Das Glück hat alle mutig gemacht. Vor jedem Teller liegt ein artiges Häufchen. Besonders mein jüngster Bruder hat gewagt. Und ist doch ein Pechvogel wie ich. Ich kämpfe mit mir. Die Marmelade? Nein, so hoch versteig ich mich nicht. Geht sie verloren, kriege ich erst Neujahr wieder eine. Aber den Pfefferkuchen setze ich, Nüsse, Rosinen, einige Vanilleplätzchen. Die sind nicht unerforschlich.

„Ist das nicht etwas viel?“ fragt meine Schwester. Erschreckt sehe ich zu ihr auf. „Soll ich es wegnehmen?“

„Na, wir wollen es wagen. Deine Karten sind nicht schlecht.“ Unbewegt sitzt mein Vater, undurchdringlich. „Rien ne va plus!“ Er deckt seine Karten auf. „Geboren vingtu.“ Die Bank streicht alles ein.

Die unternehmungslustigen Gesichter werden länger. Einige Firmen stehen vor dem Bankrott. Meine Cousine schluchzt hörbar in ihr Taschentuch. „Warum weinst du?“ schilt meine arg gerupfte Schwester, „den ganzen Teller hast du voll.“

Das Spiel geht weiter. Glück und Unglück reihen sich aneinander. Jubelrufe tönen, Sammergeschrei! Lawinenartig wachsen die Gewinne der älteren Brüder. Bei ihrem Reichtum setzen sie ganze Teller voll. Als der Diener den Teetisch decken will, schließt das Spiel. Wir ziehen uns zurück.

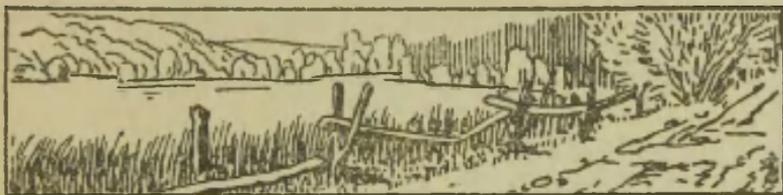
Unter dem Weihnachtsbaum werden die Schätze gezählt. „Donnerwetter, ich habe sechs Feigen,“ sagt mein Bruder, „acht Pfefferkuchen. Die Nüsse und Rosinen zähle ich nicht.“

Meine Cousine setzt sich dicht an ihn heran. „Mein Küster,“ schmeichelt sie, „nicht wahr, du vergißt nicht, daß ich deine Frau bin. Ein guter Mann teilt alles mit der Frau.“

Mein jüngster Bruder ist am schlimmsten dran. Er ist rasekahl abgebrannt. Einige Nüsse hat er auf dem Teller. Er sitzt tapfer am Abendtisch. Nachher ist er verschwunden. In einer dunklen Ecke beweint er den bitteren Verlust.

Ich bin mit einem blauen Auge davongekommen.
Pfefferkuchen, Nüsse, Äpfel, Datteln, alles küßte ich ein.
Aber die Säulen meines Besitzes stehen: die Feige
blieb mir, die Makrone und die durchsichtige Marmelade.





. 17. Ostern auf dem Lande.

Einige Jahre sind vergangen. Mein Vater ist in die Stadt gezogen. Mein ältester Bruder übernimmt die Arrende. Meine Schwester führt ihm die Wirtschaft. Zu den Osterferien laden sie jeden, der kommen will, gastfrei in. Diesmal tun wir uns zu dritt zusammen: Ein Vetter, der zugleich mein Lehrer ist, eine Cousine und ich.

Es ist Frühjahr. Man spricht von unfahrbaren, grundlosen Wegen. Trotzdem wagen wir die Fahrt. Anfangs haben wir Chaussee. Glatt wie ein Brett, schnurgerade schneidet sie das Land zwischen Riga und Pleßkau. Meilenstein auf Meilenstein bleibt zurück. Der Wagen rollt wie von selber. Die Hufe schlagen klirrend Funken aus den Steinen. Hoch über uns mit fernem Schrei zieht eine Schar Wildgänse nach Norden. Von der letzten Station geht es landeinwärts. Hier sollen die Abenteuer beginnen.

Mein Vetter geht in den Stall. Er will über Weg und Fahrt Rücksprache nehmen. Lachend kehrt er zurück.

„Nun?“ fragen wir gespannt.

„In sieben Stunden können wir da sein.“

„Sieben Stunden!“ Wir brechen in ein Gelächter aus. Sonst sind es drei. „Na, wir wollen uns die Laune nicht verderben lassen.“

Mein Vetter schmunzelt. „Gut habt ihr die Probe bestanden. Zur Belohnung sind es nur vier Stunden.“

Es sind wirklich nur vier. Wohl ist der Weg schlecht, aber unser Postillion scheint in Osterstimmung zu sein. Er sitzt nicht still auf seinem Bock. Er jodelt, schmalzt, knallt mit der Peitsche. Die Postglöckchen jubeln. Die Lachen spritzen nach allen Seiten. Unsere Stimmung wächst. Die liebe alte Gegend taucht vor uns auf. Grüße, freundliche Blicke folgen uns. Vor der Scheune steht mein Bruder. „Na, seid ihr da? Wie ist der Weg?“

„Gar nicht schlimm. Wir fahren knapp vier Stunden.“

„Das geht.“ Er lacht. Wir lachen wieder. Vor dem Hause empfängt uns meine Schwester.

Den nächsten Tag ist Palmsonntag. In aller Frühe schlüpft des Gärtners kleine Tochter, die Befährtin meiner kindlichen Spiele und Streiche, zu mir herein. Tausend Dinge hat sie mir zu erzählen. Während wir plaudern — meine Cousine teilt das Zimmer — klappt die Thür auf. „Und herein in schnellem Lauf“ fliegt nicht der Schneider mit der Scher', sondern ein schlanker Jüngling mit dem Palmenbund. Meine Schwester hat sich verkleidet und klopft uns tüchtig mit Weidenruten. — Am Kaffeetisch finden wir uns alle zusammen.

Mein Vetter verschwindet darauf zeitweise aus unserer Gesellschaft. Seine Leidenschaft ist die Jagd und zwar die

Auerhahnjagd. Abends holt der Förster ihn ab. Er schläft im Forsthaus. Vor Tagesgrauen sind sie unterwegs. Die Auerhahnjagd hat ihre Aufregungen. Jeder Jäger weiß es. Auf hohem Ast, tief im Walde, hat der stolze Vogel seinen Platz. Dort balzt er. Seinem wachsamem Ohr naht so leicht kein Fuß. Nur bei einer bestimmten Kadenz seines Werbeliedes hört er nichts. Dem Jäger ist es bekannt. Unbeweglich, jeden Muskel gespannt, harrt er auf diese Kadenz, die Flinte mit gespanntem Hahn in der Hand. Da! In wohl berechneten, weit ausholenden Sprüngen geht es vorwärts. Plötzlich schweigt der Auerhahn. Wie zu Stein erstarrt steht der Jäger, den Fuß gehoben, den Arm gestreckt. Knackt ein Ast, so hebt der scheue Vogel die Flügel. Rauschend streicht er ab. Aber der Ast darf nicht knacken. Mit schmerzenden Gliedern, aber in zitternder Lust steht der Jäger schließlich am Ziel. Er sieht das buntschillernde Gefieder durch die kahlen Äste leuchten. Die Flinte fliegt an die Wange, der Schuß rollt. Ein Augenblick der Spannung. Dann bricht es in den Zweigen, es stürzt. Eben noch lebensfroh in den Morgen jubelnd, nun eine tote Masse im Moos.

Wir daheim teilen die Spannung. Frühmorgens horchen wir in den Wald. Oft hören wir den Glücksschuß. Liegt die Beute erst in der Küche, stehen wir bewundernd dabei. Der Jäger wird beglückwünscht. Gehoben von seinem Erfolg schreitet er durch die Tage.

Unsere Gesellschaft hat sich vergrößert. Ein Studien-genosse meines Bruders aus der Gegend und ein junger Nachbar finden sich zu uns. Jugend und Frohsinn

ziehen an. Unstandshalber zeigen sie sich auf Stunden zu Hause. Und sind wieder unsere Gäste, fast unsere Hausgenossen.

Die Ostervorbereitungen machen wir zusammen. Abends sitzen wir in heiteren Gesprächen, bei harmlosen Spielen. Ich bin die Jüngste in dem Kreise. Ich bin „das Kind“. Ich habe das Vorrecht des Kindes, ich werde verwöhnt. Entsteht eine Meinungsverschiedenheit, eine Frage, die die Schulweisheit streift, so heißt es: Das Schulkind muß es wissen! Mit roten Wangen teile ich meine frischen grünen Kenntnisse mit. Lächelnd hört mein Lehrer zu. Er versteht es, das rechte Licht dazu zu geben.

Meine Cousine trägt viel zur allgemeinen Heiterkeit bei. Nie begegnete ich einem Menschen, der so ansteckend lacht wie sie. Noch ehe die Pointe fällt, zittert sie vor Spannung, vor sprühender Lebendigkeit. „Laßt mich lachen, Kinder,“ bittet sie, „ich lach so gern. Nachher hab ich wieder meine ernststen Tage. Jeder Tag sieht mich verschieden.“

„Darf man fragen, wie er dich heute sieht?“

„Heute? sagen wir: naiv. Ich möchte was fragen. Ich weiß, daß es dumm ist.“

„Frag immerhin!“ — „Schieß los!“

„Ich möchte wissen — lacht nicht, noch sagte ich nichts — ihr sprecht von Ichthosaurus, von Iguanodon — die Tiere lebten vor der Sündflut, die Sündflut zerstörte alles — woher weiß man, daß sie so und nicht anders geheißen haben?“

Wir schreien vor Lachen. Meine Cousine lacht tapfer mit.

„Du vergißt Noah“, sagt mein Bruder, „er hat es verraten.“

Eines Tages — wir spielen Billard in Gesellschaft — finden wir uns zu Vieren auf der Veranda. Meine Schwester und ich, die beiden fremden Herren. Es ist frisch. Eis liegt in der Luft. „Zu kalt zu längerem Aufenthalt“, sagt meine Schwester händereibend.

„Wir machen uns Bewegung.“

„O ja, die beste Gelegenheit zu einem improvisierten Ball. Wir tanzen Française. Engagez messieurs! Musik!“

Der junge Nachbar läßt sein Taschentuch flattern, als gäbe er der Musikkapelle das Zeichen. Feierlich stellen wir uns auf, machen Konversation, tanzen die Touren ernsthaft, voll innerer Heiterkeit.

»Grand rond!« schallt das Kommando, »changez les dames! Chaine a droite! Tournez! Chaine à gauche! Promenade!« Paarweise steigen wir die Stufen in den Garten hinab. Wir sind heiß geworden. Wir fächeln uns Kühlung.

„Seid ihr verrückt geworden?“ ruft mein Bruder aus dem Fenster.

Wir lachen und laufen ins Haus. —

Die zweite Woche bringt warme Tage. Der erste Spaziergang wird unternommen. „Zum Olymp“, schlagen wir vor. Ein steiler, waldbestandener Berg trägt diesen Namen.

„Es ist zu naß,“ sagt mein Bruder.

„Gestern bin ich den Weg gegangen,“ ruft mein Lehrer,
„er ist pulvertrocken“.

„Na, na! Du mit deinen trockenen Wegen,“ sagt mein
Bruder skeptisch.

„Wer hält die Wette?“

„Ich,“ rufe ich. Mein Lehrer ist Optimist vom Scheitel
bis zur Sohle. Da läßt sich sicher eine Tafel Schokolade
verdienen. —

Wir ziehen aus. Nach einem weiten Gang wird der
Wald dichter. „Gleich fängt der Morast an,“ sagt mein
Bruder schadenfroh. Wir stehen an seinem Rande. Das
helle Wasser blinkt. Nur die ragenden Baumstümpfe, die
Grashümpel sind frei. Unser Ärger steigt. Wir haben alle
leichtes Schuhzeug und keine Sehnsucht nach nassen Füßen.

Seelenruhig kommt mein Lehrer vor. Mit Kunst und
Geschick leitet er den Übergang. Aber nur meine Cousine
an seiner Hand kommt trockenen Fußes hinüber. Wir
tappen, wir plantschen unwirsch nebenher. Wenn ich auf-
trete, quietscht mein Schuh.

„Wie gesagt, pulvertrocken,“ sagt mein Lehrer. —

Auf dem Olymp vergessen wir die nassen Füße. Wir
essen Ostergebäck und haben eine Tannenzapfenschlacht. In
die Tannenzapfen mischen sich vereinzelt Schneebälle. Noch
liegt der Schnee an schattigen Hängen. Ich drehe mir
heimlich eine Menge fester Bälle und klettere vorsichtig
abwärts. Auf dem Heimweg, unerwartet sollen die Bälle
Verwendung finden. O, man ist nicht umsonst „Rind“. Man
kennt seine Schliche.

Plötzlich ein Stoß! Ich springe unfreiwillig vor. Die Bälle kommen ins Wanken. Sie fallen, sie fliegen, hüpfen ins Thal. Ich sitze mit wenig geistreichem Gesicht und sehe ihnen nach. Der Freund meines Bruders hat mich durchschaut. Ich werde gründlich ausgelacht.

Zum Rückweg mag keiner sich dem Moraste anvertrauen.

„Ich kenne einen andern Weg,“ sagt mein Bruder, „über die Wiese, aber über den Bach müßt ihr auch.“

„Auf einer Brücke?“

„Wie man's nennen will. Ich nenne es Baumstamm.“

„Da kommen wir hinüber.“ —

Am Bach gibt es natürlich Aufregung und Heiterkeit. Von zwei Herren geleitet überwinden wir den schmalen Balken. Als Letzter bleibt mein Bruder. „Und wie komme ich hinüber?“

„Du kannst es allein.“

„Das sagt ihr. Aber manchen Tag zieht's mich geradezu ins Wasser. Mir schwindelt.“

Meine Cousine erstickt vor Lachen. „Es ist nicht tief. Bitte, bitte dieses eine Mal fall hinein.“

„Lach nicht, dann tu ich's gewiß. Aber schreien muß ich dabei.“ Mit ausgebreiteten Armen, wie eine gejagte Ente, schreiend wie ein angstvolles Huhn, läuft mein Bruder in Trippelschritten über den Baumstamm. Der Anblick ist so komisch, daß wir uns erst zu Hause beruhigen.

Am andern Morgen überreicht mir mein Lehrer lächelnd eine Tafel Schokolade. Die nassen Füße werden mir zu einer lieben Erinnerung. —

In den Ostertagen fahren wir aus. Die Nachbarn haben ihre Jugend zu Hause und laden ein. Es wird getanzt, gesungen. Oft erst in den frühen Morgenstunden kommen wir nach Hause. „Kind, Kind“, heißt es, „für dich ist es zu viel“.

Ich habe selbst die Empfindung. Beim nächsten Besuch stehe ich freiwillig zurück. Ich werde wieder rechtes Kind, laufe mit den barfüßigen Gefährten meiner Kindheit durch Hof und Haus, schwinde mich in der Osterschaukel, verschenke Ostereier und lese abends, um mein Einsamkeitsgefühl zu übertäuben, meinen ersten Roman.

Den andern Tag sprechen die Heimgekehrten von ihren Erlebnissen. Treuherzig erzähle ich von meiner Lektüre. Allgemeines Erschrecken! Man denke, ein Roman und meine vierzehn Jahre. Die Verantwortung für mich erwacht.

Ich flehe, ich bitte! Gänseliesel kann doch nicht schlimm sein. Der Name klingt kindlich. Und ein Backfisch kommt drin vor, wirklich, ein echter Backfisch.

„Glaubst du alles, was du liest?“ examiniert meine Schwester.

„Gewiß nicht“, versichere ich.

„Na, so merk es dir: ein Roman ist immer ein Roman. Das Leben, wie du es einmal kennenlernen wirst, läuft ganz anders“.

Darauf wird abgestimmt. Ich darf Gänseliesel weiterlesen.

Um das Leben kennen zu lernen, wie es ist, brauche ich nur die Augen zu öffnen. Es schäumt, es blüht um mich her.

Zum Nachmittag ladet unser junger Nachbar ein. Ich bin dabei.

Zum Nachtisch wird ein Gelee gereicht. Die meisten danken. An leiblichen Genüssen sind wir satt.

Beim Fortfahren bleibt unser Wirt zurück. „Es macht sich nicht, wenn ich gleich mitfahre“, sagt er, „Karl findet es auch.“ Karl ist sein Diener und spielt als Anstandsmeister eine große Rolle.

Den nächsten Tag, zu gewohnter Stunde, fährt seine Equipage vor. Da er immer mit einer scherzhaften Begründung seines Besuches ins Zimmer tritt, fliegt die Frage ihm entgegen: „Was ist es, Nachbar, der wichtige Brief, die vergessene Bestellung oder die notwendige Frage?“

„Ein viel triftigerer Grund! Eine zerknirschte Entschuldigung. Sind alle gesund?“

„Erregte unser gestriger Appetit Befürchtungen?“ fragt mein Bruder.

„Im Gegenteil. Aber ich versuchte heute das Gelee. Darauf interpellirte ich meine Wirtin, was sie als Bindemittel dazu gebraucht hätte. Karl vermißt nämlich meine Gummigalofchen. Ich habe sie in dringendem Verdacht sich daran vergriffen zu haben. Sie gestand weinend, daß sie im Versehen die doppelte Portion Gelatine verwandt hätte.“

Unsere Ferientage laufen weiter. Schließlich ist der letzte Tag da. Wir nehmen schweren Herzens Abschied. Dem „Kinde“ nimmt man es nicht übel, daß es Tränen vergießt.

„Klapp — klapp — klapp!“ geht es eintönig die Chaussee entlang. Wir sitzen schweigend — und träumen.





18. Johanni.

Am 24. Juni ist Johanni. Dem lettischen Volk folgt das Fest unmittelbar auf Weihnachten und Ostern. Sein ursprünglicher Zweck reicht in die Heidenzeit zurück. So spricht der Volksmund: Die alten Letten verehrten eine Göttin mit Namen Lihgo. Ihr zu Ehren feierten sie das Fest, brannten Feuer ab, sangen ihre Lieder. Es ist wohl die Erinnerung an das Sonntwendfest. Nach der Bekehrung der Heiden zum Christentum verschmolz es mit dem Tag Johannes des Täuflers.

Von den alten Gebräuchen sind die flammenden Feuer, die Kränze, die Gesänge geblieben. Erhalten hat sich der Refrain des Liedes „lihgo! lihgo“. Nach dem Sinne des Wortes befragt, hat keiner der eifrigen Sänger eine befriedigende Antwort. „Was heißt lihgo?“ — „Was es heißt?“ — „Nun ja, erzählen eure alten Leute nicht, daß es irgend etwas bedeutet, wenn ihr ‚lihgo! lihgo‘ singt?“
„Das ist nur so. Es klingt hübsch.“

Wir sehen in Johanni einen fröhlichen Festtag und freuen uns dementsprechend. Es gibt keine großen Vorbereitungen. Aber immerhin, der Tag schafft Ereignisse, die das einsönnige Landleben angenehm unterbrechen.

Gleich nach Mittag laufen wir geschäftig in die Küche:
„Das Beil, Lisette, Rosalie, Emma!“

Unsere Köchinnen wechseln oft. Wir sind mit jeder gut Freund.

Das Beil ist ein verbotener Gegenstand. Nur heimlich, hinten auf dem Holzplatz hacken wir mit möglichst wenig Lärm Holz.

Jetzt dürfen wir es haben. Wir nehmen wichtig Bestellungen entgegen.

„Mir einen hübschen, großen Baum“, sagt die Köchin „buschig soll er sein.“ — „Mir zwei, nicht zu groß“ — das Dienstmädchen. „Und daß ihr eure Füße heil nach Hause bringt“, ruft mahnend das Rindermädchen nach. Ein verächtliches Gelächter antwortet.

Eine ganze Schar ziehen wir aus. Der große Hof schickt seine kleinen Boten. Es geht der Viehweide zu. Dort, auf sumpfigem Boden wachsen sie, schlank und grün, die jungen Birken.

Wir zerstreuen uns. Prüfend messen wir Größe und Gestalt. Hier und da klingen Beilhiebe, das Brechen von Ästen. Am Sumpfrande sammeln wir unsere Schätze. Wie Birnams wandelnder Wald im „Macbeth“ kehren wir heim. Unsere erhitzten Gesichter brennen aus den frischen Zweigen.

Abends schmücken wir unsere Zimmer. Dicht ums Bett stelle ich die Birken. Raum kann ich in die grüne Laube hineinschlüpfen.

„Kind, Kind“, warnt meine Mutter, „der starke Duft macht dir Kopfschmerzen.“

Mein Kopf muß aus festerem Material sein, als der anderer. Ich schlafe nie besser, träume nie ruhiger und erwache völlig klar in meiner Birkenlaube zu Johanni.

Sind die Birken besorgt, geht es auf die Wiese. Das Gras wuchert. Blau ist es von Vergißmeinnicht. Kullerkuppen, Hahnenfuß, Wiesenschaumkraut, Rüchenschelle, wer zählt die tausend Blümchen, die sich dort zum bunten Teppich weben. Die Weiber aus dem Hof sitzen bei der Arbeit. Sie pflücken rechts und links. Mächtige Grasfränze, borstig wie die Igel, entstehen unter ihren geschickten Händen.

Nach Feierabend wird es im Hof lebendig. Am Teich plätschert es. Die Knechte haben Festwäsche. Funkelnagelneue, knisternde Rattunblusen und Hemden werden ans Licht gezogen. Den Kindern strahlt die Mutter das Haar.

Wir sitzen erwartungsvoll auf der Veranda. Von Zeit zu Zeit laufen wir auf den Ausguck.

„Sie sammeln sich“, melden wir. Schließlich heißt es „sie kommen!“

Der Haufe setzt sich singend in Bewegung. Voran die Kinder, dann die Weiber mit ihren hellen, hohen Stimmen. Die Männer, den Baß brummend, machen den Schluß. Es zieht näher, erstirbt gänzlich. Nun biegen sie um die Ecke. Unten an der Treppe bleiben sie stehen.

Eine Vorsängerin stimmt an. Sie improvisiert. Die andern nehmen die Worte auf und führen weiter. Den Refrain singt der ganze Chor. Das Lied besingt die Vorzüge des Gutes, sein nahrhaftes Korn, seinen goldenen Hafer, sein duftendes Heu. Die Herrschaft: ihren Reichtum

— auf Wahrhaftigkeit macht es keinen Anspruch — „was glänzt, was leuchtet in der Sonne? Es ist die Uhr, die goldne Spange der gnädigen Frau.“ Ihre Gastfreundschaft: „Wohin fahren die Herrschaften der Umgegend? Alle kehren sie im Gut ein. Das ‚Nach Hause‘ finden sie nicht.“ Ihre Güte, ihre Freigebigkeit, die Schönheit der Töchter, die Weisheit der Söhne.

Die Melodie in den verschiedenen Gegenden ist verschieden. Sie ist eintönig, fast schwermütig. An Sommerabenden in der Ferne gesungen, ist sie unendlich reizvoll, anheimelnd.

In den Händen tragen die Leute Kränze. Damit schmücken sie Hausherr und Hausfrau. Wir Kinder kriegen Kornblumenkränze, solche aus Eichenlaub, aus Bergmeistermeinnicht.

Zwischendurch geht die Bewirtung. Weißbrot gibt es, Johanniskäse, für die Männer einen kräftigen Schnaps. Der Gesang reißt nicht ab. Es singt eine Stimme, dann wieder alle.

Zum Schluß danken die Besitzer, Geld wird verteilt. Noch einmal wie zu Anfang belebt sich der Gesang. Dann wendet er, zieht weiter. Es geht zum Verwalter, zum Gärtner. Überall gibt es Kranzverteilung, Bewirtung als Dank.

Nach Dunkelwerden laufen wir auf den Apffelberg. Es ist eine bergige, reizvolle Gegend, in die wir schauen. Auf allen Bergkuppen, auf hohen Bäumen sehen wir Feuer aufblitzen. Dort feiert die Jugend aus dem Volk um den lodernden Scheiterhaufen die Johanninacht. Der Gesang klingt bald nah, bald fern in unsere Träume. —

Erst mit dem hellen Morgen schweigt das Singen, verlöschen die Feuer. —

Als wir in späteren Jahren im neu erbauten Wohnhaus das eigene Gut bewohnen, ladet am Johannitag ein Bauernwirt meinen Vater mit der ganzen Familie ein.

Als die Leibeigenschaft in Livland aufhörte, zum Teil früher als in Rußland, sollte den freigewordenen Bauern die Möglichkeit des eigenen Besitzes gegeben werden. Man nannte das „die Bauern verkaufen“. Sie zahlten jährlich eine Pacht, die sie nach einer Reihe von Jahren zu Besitzern machte. Sparsamkeit und Fleiß sprachen mit. Viele Gesinde wechselten den leistungsunfähigen Besitzer, viele erblühten und bildeten bald einen stattlichen Besitz, auf dem der Eigentümer schaffte.

Mein Vater steht wie ein Freund zu den Leuten des ihm unterstellten Gebietes. Kaum ein Tag vergeht, wo nicht ein Bauer sich einstellt. Einen Rat will er haben. Mein Vater rät nach bestem Wissen, er schreibt Briefe für sie, macht Fahrten. Die Leute danken es ihm durch aufrichtige Anhänglichkeit.

Der Bauer Aschefaln ist ein arbeitsamer Wirt und kluger Kopf. Schon lange ist er eigner Herr. Aber auch er vergißt den Weg zu meinem Vater nicht. Auch meine Mutter begrüßt er. Seine Wirtin hat ihm einen Gruß mitgegeben. Er weiß nicht „was sie da aufgespart hat.“ Der Gruß besteht in einem geheimnisvoll verknöteten Bündel. Goldklarer Honig ist darin, Eier oder Käse.

Am Johannitag machen wir uns nach Aschefaln auf. Wir haben mehrere Equipagen.

Das Gefinde in Livland, anders als die deutschen Dörfer, liegt jedes für sich, umgeben von seinen Wiesen und Feldern. Es zählt ein Wohnhaus, Stall, Scheune, je nachdem.

Ušekaln liegt am Waldrande auf einem Hügel. Die Dger fließt daran vorbei. Das Haus ist neu, aus Holz gebaut. Schindeln decken es. Eine kleine Veranda mit Seitenbänken springt vor.

Die Stuben sind sauber. Weiche Möbel kennt der Bauer nicht. Die Einrichtung besteht aus Tischen, Stühlen einem gewichtigen Schrank, nicht zu vergessen die Truhe. Sie berührt daher ernüchternd.

Der Wirt begrüßt uns vor dem Hause. Er ist schlicht, aber immer würdig. Die Hausfrau, eine Frau von großer Körperfülle, steht auf der Veranda. Die fünf Töchter sind gesunde, hübsche Mädchen. Die Söhne für ihren Stand sorgfältig gebildet.

Wir werden ins Haus geführt. Ein Tisch steht gedeckt. Frische Milch, Weißbrot, Honig, Johanniskäse soll uns laben. Die Wirtin nötigt freundlich.

Nach der Vesper gehen mein Vater und die Brüder mit Ušekaln in die Wirtschaft. Meine Mutter sitzt bei der Wirtin. Sie plaudern über Milchwirtschaft. Wir laufen mit den Töchtern in den Garten. Die Bienenstöcke erregen unsere Neugier. Es sind die ersten kunstvollen Bienenhäuschen, die wir sehen. Schwarz klebt es hinter der schützenden Glasscheibe. Es summt und surrt, fliegt fleißig ab und zu.

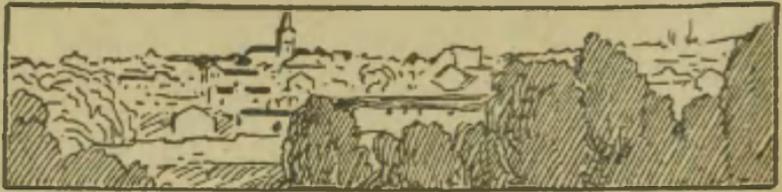
Auf der Dger schaukelt ein Boot. Wir steigen ein.

Kein Ruder führt uns. Eine lange Stange schiebt uns zwischen den moorigen Ufern dahin. Wir pflücken Wasserrosen und Bergischmeinnicht. Fast sieht man uns nicht, so üppig ist das Gras der Ogerwiesen.

Nachher führen die Mädchen uns auf ihr Zimmer. Vier Schwestern teilen es. Auf dem Boden nebenbei steht eine mächtige, selbstgezimmerte Truhe, die birgt die Aussteuer für Aschekalns Töchter: Ballen eigengewebter Leinwand, Tischzeug, Handtücher, Gestricktes, Gehäkeltes. Alles sauber mit buntem Band gebunden. Den ganzen Winter klappert der Webstuhl, surren die Spinnräder. Mutter und Töchter sitzen daran.

Als wir abends unsere Wagen besteigen, bleiben der Wirt und die Wirtin, die zahlreichen Kinder winkend vor dem schmucken Haus stehen.





19. Jahrmarkt in der Stadt.

Die Jahrmärkte spielen in Livland eine große Rolle. Bei der Entfernung der Städte ist der Landbewohner darauf angewiesen. Er verkauft dort die Erzeugnisse ländlicher Industrie, versorgt sich mit Rohmaterial, kauft Vieh und Pferde.

Wenden ist eine kleine Stadt. Sie hat ihre Läden. Trotzdem verlangt das Land umher seinen Markt. Der bedeutendste ist der Gallusmarkt im Oktober.

Wir Kinder freuen uns Wochen vorher darauf.

Den Vorabend herrscht rege Tätigkeit auf den Straßen. Der Marktplatz vor der Kirche tönt von klingenden Hammerschlägen, dem Rufen geschäftiger Menschen. Mit gewohnter Geschicklichkeit entstehen Gerüste. Zieht doch der fliegende Händler von Markt zu Markt. Ein Leinwanddach, Tische darunter, der Laden ist fertig. Früh am Morgen werden die Waren ausgestellt.

Der Oktober ist in Livland ein unangenehmer Geselle. Selten kommt er mit kräftigem Frost. Meist mit naßkalten, sonnenlosen Tagen. So schmückt der Gallusmarkt sich gern mit grundlosen Straßen und rieselndem Regen.

Ist es ein Wunder, wenn unsere erste Frage an dem denkwürdigen Tage lautet: „Regnet es?“

Die Dienstboten teilen unsere Leidenschaft für den Markt. Die freudige Antwort fällt: „Es ist schon vorüber. Zu Mittag scheint sicher die Sonne.“

Wir springen aus den Betten und horchen. Ein rollender Lärm dringt bis in unser Zimmer. Er scheint in der Luft zu schweben. Schnell in die Kleider und ans Fenster.

Eine Kette, die nie abreißt, rollt es die Straße herauf, lauter niedrige Bauernwagen. Zu zweien, zu dreien sitzen die Bauern darin. Weiber und Kinder in dicke Wintertücher gehüllt. Neben ihnen gucken geduldig an allen vier Füßen gebundene Kälber und Schafe. Rohe Holzkäfige bergen Hühner und Gänse, grunzende Ferkel. Es brüllt dumpf, es wiehert. Am Wagen angebunden folgen Rüge und Pferde.

Auf dem Bürgersteig gehen, laufen, trippeln geschäftige Marktbesucher. Der Stadt zu mit leeren Händen, von der Stadt mit den teuer erstandenen Einkäufen. Ein Spinnrad schwebt stolz über dem Haupt seiner Besitzerin, Hühner gackern angstvoll im Arm der Köchin; Tonwaren blinken, Zinngeschirr blitzt. Es ist eine Pracht!

Den Vormittag sind wir ungewöhnlich still.

Es gibt keine Schule. Der Gang durch die Straßen ist für kleine Kinder unmöglich. Es wäre nur natürlich, uns jubelnd aufgereggt zu finden. Statt dessen haben wir das Bestreben, möglichst unbemerkt zu bleiben. Wir lehnen im Fenster, aber der Markt scheint uns zu langweilen.

Mein Vater in seinem grauen Schlafrock geht ab und zu durch die Zimmer. Ein Schluck aus seiner Kaffeetasse. Wieder wandert er seinen Weg. Um zehn kleidet er sich an und macht sich fertig, aufs Gericht zu gehen. Seitdem er in die Stadt gezogen ist, bekleidet er das Amt eines Ordnungsrichters.

Da erscheint er unten auf der Straße. Seine hohe Gestalt verschwindet nach der Stadt zu.

Im selben Augenblick springen wir auf.

Die Rüchentür öffnet sich vorsichtig. Ein Mädchenkopf lugt hervor.

„Lenchen, wie unvorsichtig! Eben ist Papa gegangen.“

„Ich bin ihm begegnet. Er hat mich nicht erkannt.“

Für gewöhnlich ist mein Vater nicht der Schrecken unserer Freundinnen. Im Gegenteil! Sie gehen täglich bei uns aus und ein. Mein Vater hat für jede ein freundliches Lächeln, ein Scherzwort. Aber in seinen Augen ist Gallusmarkt kein Aufenthalt für wohlerzogene, heranwachsende Mädchen. Wir vermeiden ein striktes Verbot.

„Wie siehst du aus, Lenchen, ordentlich schäbig!“

„Mein alter Wintermantel. Meint ihr, ich hätte mein bestes Kleid für den Markt angezogen? Das Loch hier im Ärmel ist neu.“

Wir lachen. Meine Mutter, die älteren Schwestern kommen mit Aufträgen. Zehn Pferde bringen sie nicht auf den Markt. „Also Nüsse in Marzipan für 50 Kopfen, hörst du! Und wenn die Pfefferkuchenfrau vom vorigen Jahr da ist, von den Pflastersteinen.“

„Mir zwei Stangen Chaltwa. Das andere taugt nichts.“

„Ein Sieb“, bestellt meine Mutter, „ich hätte auch gern einen Bleheimer für die Küche. Aber den werdet ihr nicht tragen wollen.“

„Nicht tragen! Ich beegne ruhig dem Schloßgrafen mit zwei Eimern am Arm.“

„Mit einem Ferkel, wenn es sein muß.“ Lachend laufen wir zur Tür hinaus.

Zu Anfang ist die Passage frei. Wir eilen vorwärts. Dann beginnt der Markt. Nach Gewerben eingeteilt. Zu Bergen getürmt, stehen weißleuchtend appetitliche Holz-sachen. Weiter Spinnräder, Schränke, Harken. Die Straße hinauf wogt es schwarz. Die Wagen mit hochgebundener Deichsel stehen im Rinnstein. Auf der Straße zieht sich die Kette der Fahrenden. Dazwischen schiebt, drängt, hastet die Menge der Käufer.

Wir sind darunter. Tapfer stoßen wir nach links, nach rechts. Was nicht über tüchtige Körperkräfte, über ein gut Teil gesunden Egoismus verfügt, wird an die Wand geschoben.

Wir schauen in jeden Wagen: „Was verkauffst du, Mütterchen? Ein Schaf? Was soll es kosten?“ Wir loben die dichte Wolle, tadeln die Magerkeit — und schieben uns weiter.

Da! Nun öffnet sich der Marktplatz. Ein ohrenzerreißender Lärm schallt uns entgegen. Es schreit, es gellt, brüllt, blökt! Der Töpfer klopft anpreisend seine Krüge und Schüsseln; der Blechhändler seine Pfannen. Rinder kreischen. Harmonikas quietschen, Trompeten blasen.

Wir sehen uns strahlend an. Hören können wir uns nicht mehr.

Unterwegs hat unser Kreis sich vergrößert. Wir sind fünf.

Um uns nicht zu verlieren, bilden wir eine Kette, hintereinander, Lenchen als Führerin. Rücksichtslos stürzt sie sich ins Leben. Die Scheltworte regnen auf sie herab: „Sieh einer das Mädchen, die reine Lokomotive.“

„Wart einen Augenblick, du bist nicht allein.“

„Glaubt sie wohl, Fräuleinchen, daß wir auf ihr gewartet haben?“

Lenchen segelt vorwärts. Sie schwimmt mit weitausholenden Bewegungen. Es ist dies die einzige Möglichkeit, vorwärts zu kommen. Die Weiber in ihren dicken Tüchern sind taub. -Kein Wort erreicht sie. Allein ein kräftiger Puff weckt sie zu einiger Teilnahme.

„Hopl!“ Jetzt geht es auf den Marktplatz selbst.

Es duftet kräftig. Leder, Leder und nur Leder!

Daneben der Stand der Müller. Weiter Leinwand in Ballen, grau, aber haltbar, das Entzücken der Hausfrau.

Um die Kirche her ist Geflügelmarkt. Da kräht, gackert, schnattert es. Die Ferkel sind nicht weit. Ihr helles Quietschen paßt sich dem allgemeinen Lärm an.

Um den Kramhändler drängt sich das Weibervolk. Bunte Tücher gibt es, Rattun in schreienden Farben, Spielzeug, Messerwaren. An allem drängen wir vorüber, die Hand auf dem Geldbeutel. Es ist billige, schlechte Ware.

Nun aber gilt es. Wie eine graue Mauer richtet sich's auf. Den Kopf wie zum Stoß gesenkt, die Arme als Brecheisen, bohren wir vorwärts. Puffe von allen Seiten. Die

Hüte wanken. Aber wir sind durch. Wir stehen unter dem Leinwandzelt der Zuckersachen. Wie ein buntes Schachbrett liegt es vor uns, Kasten bei Kasten, lauter leckere Zuckersachen. Auf dem Tisch darüber die buntverzierten Pfeffertuchen. Zur Seite Säcke mit Nüssen, mit Johannisbrot. Von der Decke herabhängend Feigen und Weintrauben. Herz, was begehrtst du mehr!

Alles, was der Krämer täglich in seinem Laden bietet, ist besser, appetitlicher, gerade so billig. Warum bloß stürzen wir uns auf diese Tische, wählen, verwerfen, kaufen schließlich?

Weil wir Kinder sind. Und es ist Jahrmart.

Müde, erhit, gestoßen, landen wir endlich beim Konditor.

Vor wenig Jahren hatte die Stadt keinen. Der Bäcker mußte für etwa gewünschte Kuchen aufkommen.

Jetzt sind wir „beinahe“ Großstadt.

An der Hauptstraße lacht ein Schaufenster, darin steht ein buntes Osterei von riesenhaften Dimensionen. Zwei Sträuße Papierblumen leuchten zu beiden Seiten. Dahinter liegt der Laden, brechend unter seiner süßen Ware. Daneben ein winziges Stübchen für Gäste. Man kann sich Kaffee, Schokolade, Limonade bestellen. Im heißen Sommer sogar Eis.

In diesem Stübchen legen wir unsere Einkäufe ab, glätten die zerzauste Garderobe und holen uns Kuchen zum Schmaus. Zur Feier des Jahrmarktes gibt es Berliner Pfannkuchen.

Mitten im Schmausen halten wir inne. Die Ladentür ist gegangen. Schritte klingen nebenan, Männerstimmen. —

Außerhalb der Stadt Wenden liegt das Gymnasium Livlands, Birkenruh. Unsere Brüder besuchen es als Externe. Wir kennen manchen ihrer Freunde, tanzen zu fröhlichen Festen mit ihnen. Ihre Nähe, eine plötzliche Begegnung treibt uns das Blut in die Wangen.

In früheren Zeiten — meine älteren Brüder haben sie mitgemacht — durften die Gymnasiasten den Gallusmarkt besuchen. Mit einem Rissenbezug unter dem Arm, die Tasche voll Geld, machten sie sich auf den Weg. Ihre Einkäufe, bestehend aus Obst, Pfefferkuchen, Nüssen und Zuckersachen warfen sie bunt durcheinander in den Sack, aßen Neunaugen frisch aus dem Faß, heiße Würstchen mit Senf und zogen befriedigt heim.

Die Zeiten haben sich geändert. Wohlerzogene junge Leute besuchen nicht mehr den bäuerlichen Jahrmarkt.

So spricht die Schulregel. Die Knaben sprechen wesentlich anders. Die Lehrer tun es nicht. Sie sind eben Lehrer. Aber denken tun es manche. Sie waren auch mal jung. Am Gallusmarkt vermeiden sie es, sich in der Stadt zu zeigen. Wer von den Schülern die Geschicklichkeit hat, unbemerkt aus der Schule und wieder zurückzukommen, kann den Jahrmarkt genießen. —

Jetzt sind sie da. Daß wir auch gar so abscheulich angezogen sind! „Lenchen, dein alter Wintermantel!“

„Ach was, es ist Gallusmarkt!“

Wir flüstern, kichern, schließlich fassen wir uns. Mit gemessenen Gesichtern tauchen wir im Laden auf, bezahlen mit gesenktem Auge und lachendem Mund und stürzen uns wieder in das Marktgewühl.

Die Straße hinauf läuft auf den Viehmarkt.

In dem undurchdringlichen Schmutz werden Pferde vorgeritten. Zigeuner sind die Helden der Situation. Kleine Gestalten, gelbbraun, ertrinkend in ihren weiten Röcken, großen Stiefeln, die Peitsche in der Hand, versuchen sie, fluchend und sich verschwörend, den Bauer zu betrügen.

„Ich will nicht selig werden! Hundert Jahre will ich in der Hölle braten, wenn das Pferd is älter als fünf Jahre. Hei, wie es läuft! Was für Bein! Mit dem Beil hackst du zu, sie knicken nicht.“

Er reißt den müden alten Gaul zurück. Wütend trommeln seine nackten Füße die mageren Flanken. Er packt den Bauer am Rock. Er schüttelt ihn. „Gut is das Pferd! Wie Gold is es.“

Der Bauer kratzt sich ungeschlüssig den Kopf. —

Mitten auf dem Platz steht eine Menagerie. Wir schlüpfen lachend hinein. Ein Bär ist zu sehen. Mißmutig sitzt er an der Kette, ein Fuchs, einige Meerschweinchen. Zwei kleine Affen turnen frei umher.

Hoherfreut werden wir auf den ersten Platz genötigt. Außer uns sitzen vier Bauern weiter zurück.

Der Letzte ist für derartige Schaustellungen nicht zu haben. Für seinen Preis will er etwas mit nach Hause nehmen. Sonst tut er es nicht.

Draußen wird unentwegt geklingelt. Eine dringende Einladung. Aber die Pferde und Rüge, die Zigeuner haben eine größere Anziehung als das runde, kleine Zelt mit seinen schreienden Bildern.

Die Vorstellung beginnt. Ein entsetzlich magerer Akrobat tritt auf. Er frißt brennende Hede, verschluckt ein Schwert. Wir sehen es deutlich durch seinen dünnen Körper — und zieht unermüdtlich Bänder aus seiner Nase. Zum Schluß sammelt er bei den Zuschauern. Wir opfern unsere letzten Groschen. Die Bauern erheben einen Heidenlärm. Was? Für sein gutes Geld kriegt man ohnehin nichts zu sehen. Wo sind die Tiger, wo die Tänzerin; die draußen auf dem Bilde angezeigt sind? Und nun noch zahlen!

Erschreckt läßt der Akrobat seinen Teller verschwinden. Er beruhigt, er bittet! Der Tiger ist leider gestorben. Die Bilder konnten so schnell nicht gewechselt werden. Und die Tänzerin ist da. Jeder kann sich von ihrem Vorhandensein überzeugen. Sie sitzt an der Kasse. Sie hat bloß einen schlimmen Fuß.

Ach was, an der Kasse sitzt ein gewöhnliches Mädchel. Der Bauer ist nicht so dumm, daß er nicht weiß, daß eine Tänzerin bunte, kurze Röcke hat mit Reifen darin.

Aber dem Streit entweichen wir. Mittagszeit ist nahe.

Eine Menschenwelle faßt uns, nimmt uns mit.

Das Sieb wird mit Kennerblick ausgesucht, der Eimer gekauft. Er hängt schlenkernd an meinem Arm.

Ob wohl die Gymnastisten ihre Einkäufe glücklich geborgen haben?

An der Straßenbiegung, wo das Marktleben abflaut, erreichen uns schnelle, taktfeste Schritte. In Abständen, einer hinter dem andern, gehen sie an uns vorüber. Sie grüßen ernsthaft. In der Hand trägt jeder einen blinkenden Tonkrug.

Wir lachen herzlich. —

„Dein Vater!“

Der Ruf fällt wie eine Bombe in unser ländliches Stilleben. Dort, den Weg vom Gericht, kommt er geschritten.

„Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen!“

„Einen Augenblick! Ich habe deine Pfefferkuchen in meiner Tüte.“

„Später!“ Wir fliegen die Straße entlang. Der Eimer klappert, die Hüte hängen im Nacken. Da ist die Pforte. In Sprüngen geht es die Treppe nach oben.

„Schnell! Da sind deine Marzipannüsse. Papa ist schon da. Ist der Eimer nicht schön?“

„Prächtig ist er. Seid ihr dem Grafen begegnet?“

„Schlimmer! Den Gymnasiasten.“ —

Der Nachmittag dunkelt. Das Rollen auf der Straße erstirbt nicht. Diesmal rollt es zur Stadt hinaus. Die ungepflasterte Straße vor unserm Hause gleicht einem Schokoladensee, der seine Ufer überfließt.

In diesem See dahinstampfend, als ginge es über blumige Wiesen, taumeln Arm in Arm zwei Bauern, in jener selig fröhlichen Laune, wie sie an Jahrmarktsabenden am Platz ist. Sie gestikulieren aufeinander los, singen Liederverse mit heiseren Stimmen.

Da stolpert einer. Er kämpft. Vergebens, er sinkt in den Schokoladenbrei.

Das Lied verstummt. Die Feuchtigkeit scheint ernüchternd zu wirken.

Liebevoll beugt sich der Freund zum Freunde. Er richtet ihn schwankend auf. Schwer stützen sie sich aneinander.

Aber die Schwerkraft der Erde ist groß. Ein Taumeln, ein kraftloses Nachgeben. Beide Bauern liegen weich gebettet. Auf ihren Gesichtern liegt ein klägliches Staunen: die dämmernde Vorahnung des häuslichen Empfangs.





20. Unsere Freundschaft.

Wir sind sechs junge Mädchen. Alles Kinder einer kleinen Stadt. Wir saßen nicht zusammen auf der Schulbank. Unser Kreis schloß sich später. Er schloß sich fest.

Raum ein Tag vergeht, wo wir uns nicht sehen. Den Anfang macht ein Spaziergang. Beim Abschied begleitet eine die andre, kehrt mit ihr um.

„Warum sollen wir uns trennen, Kinder,“ schlägt eine vor, „kommt herein! Mama freut sich furchtbar.“

„Wir waren erst Sonntag da.“

„Und heute ist Donnerstag. Also die höchste Zeit. Wir haben eine Dose Sardinen im Keller stehen, wirklich, Kinder, verschmäht sie nicht.“

„Mama“ ist wirklich immer erfreut, packt aus, was die Vorratskammer hat, lacht mit uns, freut sich an uns. Abends bei guter Zeit finden wir uns nach Hause. —

Jetzt sind wir auf dem Lande, auf dem Gut meines Vaters. Wir kamen im Mai heraus. Zum Pfingstfest folgen die Freundinnen. Wir sind wieder beisammen.

Natürlich schlafen wir oben in den Fremdenzimmern, zwei und zwei. Ehe wir uns endgültig trennen, sitzen wir

in einem Zimmer, in Ermangelung eines Sofas, gedrängt auf dem Bett. Ein blaßes Licht brennt. Wir erzählen Gespenstergeschichten. Einer gelingen sie besonders eindrucksvoll. Sie hat ein Gedächtniß dafür. Wenn sie spricht klingt ihre Stimme eigentümlich hohl, ihre Augen leuchten unheimlich. Das Herz gerät in jene Spannung, die zur Gespenstergeschichte gehört. Wir lauschen angestrengt. Wir haben die Arme ineinander. Keine will an der äußersten Ecke sitzen. Ist der Moment des Aufbruchs da, mag keine aufstehen. „Hu! Wie ist der Flur dunkel!“ — „Still! Hat es nicht geknackt?“ — „Jetzt hörst du aber auf, Hedwig. Vor deinen Augen allein hat man das Grausen.“

Der Morgen weckt uns gemeinsam. Wir sind ausgelassen wie die Backfische. Was sage ich, wie die Kinder. „Was schleichst du hinter der Thür! Ich komm mit dem Waschkrug.“ — „Sieh dich vor. Da hängt mein bester Rock.“ — „Dem kann Wasser nur wohlthun.“ Eine Wasserflut ergießt sich über Thür und Diele.

„Aber Elsa, wie unartig! Das regnet nach unten durch. Übrigens mein Rock ist es nicht gewesen. Der hängt hier.“

Ein Schreckensschrei! „Da hab ich richtig den eigenen Rock begoffen.“

Wir haben einen Impresario unter uns. Die übrigen fügen sich ihm wunschlos. Mal ist es ein Spaziergang in den Wald, den er vorschlägt, mal eine Mittagsruhe auf dem Rasen. Bei Regenwetter wird vorgelesen. Bootpartien, Baden, Ausfahrten wechseln ab. Ein Ferienleben,

wie man es länger als vierzehn Tage nicht ertragen kann. Zu schön ist es.

Pfingsten sind wir eingeladen. Ein kinderloses Ehepaar, das sich gern mit munterer Jugend umgibt, hat nicht weit von uns ein hübsches Gut. In hellen Kleidern, Pfingstkränze im Haar fahren wir in mehreren Equipagen. Ich lenke eine davon. Zwei Freundinnen sitzen hinter mir.

Wir haben ein Pferd mit einer eigentümlichen Angewohnheit. Osman ist fromm, gutmütig, sanft, jedes Kind kann ihn lenken. Sobald er aber unterwegs einen Berg erblickt, ruckt er plötzlich an, schießt die Anhöhe empor, unbekümmert, ob die Insassen durch den unerwarteten Stoß hinausgeschleudert sind — und steht oben wie ein Lamm.

Verhüten kann man das Unheil durch große Wachsamkeit. Nimmt man die Zügel vorzeitig fest in die Hand, unterbleibt der Flug aufwärts. Aber nur in der Regel. Unsere Begriffe über „Anhöhe“ sind oft verschieden. Osman sieht einen Berg, wo meine kurzfristigen Augen kaum eine Erhebung feststellen. Kurz, es kommt immer wieder vor, daß wir unvermutet einen Berg emporfliegen.

Jetzt fahren wir vergnügt unsere Straße. Ich habe die ernstesten Absichten strenger Pflichterfüllung. Aber die Mädchen plaudern, ziehen mich ins Gespräch. Wir lachen. Die Zügel hängen lose in meiner Hand. Osman trabt gehorsam den bekannten Weg. Ich sag es ja! Er ist ein braves Pferd.

Plötzlich schlage ich nach hinten über. Einen Augenblick tanzen vier hilflose Beine wie eine Erscheinung vor

meinen Augen. Dann habe ich Osman gefaßt. Allerdings sind wir oben angelangt.

„Vertracktes Pferd!“ knirsche ich zwischen den Zähnen. Dann sehe ich mich um.

Es wird mich nicht überraschen, die Droschke leer, meine Freundinnen rechts und links im Graben zu sehen. Aber nein! Sie sitzen, als wäre nichts geschehen.

„Kinder,“ sage ich mit dem Brustton der Überzeugung, „Kaltblütigkeit ist eine Tugend, die ich über alles schätze. Träumte ich, oder waren es eure Beine, die ich in der Luft sah?“

„Unsere, meine Sonne, unsere! Aber da es auf die Dauer unbequem war, stellten wir sie nach unten.“ —

„Meine Sonne,“ ist ein Rosenname, den wir scherzhalber unter uns brauchen. Wir haben andre, eindrucksfähigere. „Alte!“ ist sehr beliebt. „Alte Morchel!“ dergleichen. Am zärtlichsten ist „Alte mit dem krummen Fuß“. Es ist Extrakt, möchte ich sagen. Eine Freundschaft, die sich in solchen Ausdrücken ergeht, überdauert die Jugend.

Wir kommen heil bei dem gastfreien Ehepaar an. Wir haben unsere ganze Heiterkeit mitgebracht. Wir sind jung, wir dürfen übermütig sein. —

Einige Regentage fesseln uns ans Haus. Wir arrangieren einen Ball. Da die Herren uns fehlen, sorgen wir selbst dafür. Es wird gelost. Die Geschlechter scheiden sich streng.

Wir, die Vertreter des starken Geschlechts wählen uns Spanien als Heimat. Ein Bild, darauf der Stierkampf blutig geübt wird, ist unsere Vorlage. Wir fangen bei

den Schnallenschuhen an. Das ist nicht schwer. Schuhe haben wir alle. Bunte Schleifen ersetzen die Schnallen. Auch die langen Strümpfe machen uns kein Kopfzerbrechen. Bloß heil müssen sie sein. Jetzt ein Beinkleid, ein buntes Hemd, einen leuchtenden Schal um die Hüfte. Die Hüte haben unsere ganze Sorgfalt. Rücksichtslos reißen wir die Garnitur herunter. Wir benähen sie, biegen eine kühne Form. Die stolze Feder aus meiner Mutter Hutkarton krönt das Ganze. Wir sind unwiderstehlich.

Als wir mit Grandezza, den Arm in die Hüfte gestützt, unsern Aufmarsch machen, erwarten uns im Saal die glutäugigen Schönen. Sie haben weiße Spitzenröcke als Untergewand. Das Oberkleid geben unsere roten Badeanzüge, mit grellen Georginen gerafft. Die Locken — man muß nur ein wenig Phantasie haben — fallen bis auf die Schultern.

Meine Mutter am Klavier ist die Musik. Wir tanzen unermüdlich. Erfrischungen füllen die Tanzpausen aus. —

Eine heiße Zeit unterbricht unser Leben im Freien. Es ist unmöglich, dabei zu spielen, zu gehen, zu fahren. Sogar das Lachen überanstrengt. Erst abends nach Sonnenuntergang ziehen wir in den Wald. Wir liegen unbeweglich im Moos, die Arme von uns gebreitet. Über uns steht ein heller Sommernachthimmel mit wenigen, müde blinzelnden Sternen. Wir sprechen flüsternd, verstummen ganz. Sechs erwartungsvolle Herzen schlagen der Zukunft entgegen. —

„Morgen sehen wir die Sonne aufgehen,“ verkündet unser Impresario.

Ein Ruf der Begeisterung. „Wann stehen wir auf?“

„Zwischen zwei und drei.“

„Unmöglich, meine Sonne, da sind wir noch gar nicht eingeschlafen.“

„So gehen wir nicht zu Bett.“

„Auch gut.“

Meine Mutter setzt das Abendessen spät an. Wir trödeln nach Möglichkeit. Als das Haus zur Ruhe geht, setzen wir uns in den Garten in eine dunkle Laube. „Du erzählst Gespenstergeschichten, Hedwig.“

Ein Schrei des Entsetzens. „Viel zu graulich! Hier in der Pechfinsternis, wo denkt ihr hin. Man kann die Sprache verlieren vor Schreck.“

„Nun siehst du, Herzchen!“

Die Gespenstergeschichten unterbleiben.

„Was tun wir dann? Mögt ihr Rätselspiele?“

„Dazu muß es Tag sein.“

„So machen wir Verse.“

„O ja. Man ist nachts entschieden frecher als tags.“

Von den verbrochenen Bierzeilern, Stanzern, Hexametern sind viele klassisch. Auf die Nachwelt haben sie sich nicht vererbt.

Die Nacht rückt vor. Sonst können wir das Ende nicht finden. Jetzt, wo es drauf ankommt, werden wir schläfrig. „Schade Kinder, daß die Sonne nicht früher aufgeht!“ Ein hörbares Gähnen dazu.

„Das ist unerlaubt, Erna. Habt noch ein wenig Geduld. Dort steigt die Morgenröthe.“

„Weißt du, Alte, wir wollen dir gern alles glauben, aber wenn du die Abendröte zur Morgenröte stempelst, das ist zu viel.“

Es ist nicht zu leugnen, ein Ton der Gereiztheit macht sich unter uns bemerkbar.

Als wir zwei Stunden später frisch belebt durch den tauigen Morgen schreiten, sehen wir unbestreitbar die Morgenröte den ganzen Himmel färben. Menschenleer liegt Feld und Wiese. Wir erklettern den Alschenberg, einen nackten Bergfegell, der uns einen Ausblick auf die schöne Gegend und auf den mehr und mehr flammenden Horizont gewährt.

Auffeufzend strecken wir uns aufs Plaid. „Da wären wir, Kinder! Das übrige ist Sache der Sonne.“

Wir warten eine gute halbe Stunde.

„Na nun,“ sagt eine, „ich denke wir kommen zu spät. Und noch immer sitzen wir allein.“

„Gönne der Sonne das bißchen Morgenschlaf.“

„Der Horizont ist bedeckt,“ ertönt ein Aufenruf.

„Deiner Augen Glanz ist bedeckt, nicht der Horizont.“

„Darf ich fragen, welches Wort in deinem Lexikon für ‚Wolkenbank‘ steht?“

„Kinder, ich glaube wirklich, ihr zankt euch.“

Wir lachen. Aber die Sonne spielt uns wahr und wahrhaftig einen Schabernack. Wir sitzen mit Lammsgeduld, wir sehen uns die Augen trübe. Schließlich bricht sie hervor, auf halber Himmelshöhe, völlig ausgeschlafen mit schadenfroh blinzelnden Strahlen.

„Das ist infam,“ sagt eine, „darum die durchwachte Nacht!“

„Ich gehe sofort nach Hause und lege mich schlafen.
Vor Abend sieht man mich nicht.“

In unserem Zimmer angelangt, stehen wir zu zweien
am Fenster. Frei liegt der Horizont vor uns. „Du,“
sagt meine Freundin — wir sehen uns verständnisvoll
an — „wir sagen es den andern nicht. Hier hätten wir
die Sonne mühelos beobachten können.“





21. Mainacht.

Ort der Handlung: Eine kleine Stadt.

Zeitpunkt: Kurz vor dem ersten Mai.

Handelnde Personen: Frauen und Mädchen zum Kaffee vereint!

Stimmung: Lebhaft, sich zur Erregtheit steigend.

„Also die Maifeier der Herren findet Donnerstag statt?“

„Ohne Zweifel, da Donnerstag der Letzte ist. Sie können nicht gut einen andern Tag wählen.“ Bissiges Lachen!

„Eigentlich ein höchst langweiliges Fest. Sie sammeln sich bei der Kälte im Saal. Um zwölf treten sie in corpore auf die Veranda, singen: Der Mai ist gekommen.“

„Singen können sie gar nicht. Wer hat eine Stimme!“

„Jedenfalls haben sie die beste Absicht dazu. Frostschauernd reiben sie sich die Hände, reißen einen mageren Wis über das Mailüfterl und der Spaß ist aus.“ —

„Ja, ja, sie sind anspruchslos, unsere Herren!“

„Und könnten es besser haben. Solch intime kleine Feier mit Damen, das wäre was anderes. Wir wollten für Heiterkeit sorgen.“

„Singen wollten wir, daß der Mai nicht anders könnte, als mit Sonnenschein einziehen.“

„Sie sind zu schwerfällig. Sie nennen es konservativ. Wie ist das möglich, sagen sie, ‚mit Damen!‘ War je eine Mainacht mit Damen?“ „So ist es die höchste Zeit, die Neuerung einzuführen. Schließlich sind wir zahlende Mitglieder der Harmoniegesellschaft.“ — „Das heißt, eure Väter, Männer sind es.“ „Mit Verlaub, für die Bibliothek zahlen auch Damen.“ „Für die Bibliothek! Was hat die mit Maifeiern zu tun.“ Ein schallendes Gelächter und die Sache ist abgetan.

„Aber ich weiß, wer dahinter steckt! Die Junggesellen sind es. Sie fürchten für ihre Gemütlichkeit.“

„Als ob wir nicht gemütlich sein können!“

„Ja, Kinder, da ist nun nichts dabei zu machen. Ich weiß aus absolut sicherer Quelle, daß die Sache, uns an der Maifeier teilnehmen zu lassen, vorgeschlagen ist — wir haben unsere Freunde —, aber sie ist abgelehnt.“

„Einstimmig?“

„Das will ich nicht behaupten. Aber endgültig.“

„Das nennt man ‚Sopf‘.“

„Es steht uns frei, den Namen zu wählen. Es ist eine Niederlage. Ich schlage den Rückzug vor.“

„Aber selbstverständlich. Sich bitten, wohin man nicht gewünscht wird, wer mag es. Wir nicht.“

„Singen wir also das Mairied für uns allein.“

„Es wird klangvoller sein.“

„Und gemüthlicher“.

„Und damit können wir das Thema wechseln.“

„Ein Wort noch in derselben Angelegenheit, meine Damen. Ich bin dafür, daß wir Rache üben.“

„Rache?“

„Ja. Nicht mit Gift oder Dolch. Aber wir schlagen den Männern ein Schnippchen. Donnerstag abend sammeln wir uns bei mir. Wir feiern Mainacht unter uns.“

Es erhebt sich ein jubelndes Durcheinanderschreien. Wir lachen. Wir fallen uns in die Arme. „Fein! Einfach famos!“ Unwillkürlich werden unsere Ausdrücke studentenhaft. Wir gehen befriedigt auseinander.

Die Nachricht verbreitet sich. Nicht, daß wir sie den Herren ins Gesicht schleudern: Hier! Das habt ihr davon! Wir gehen ganz fein zu Werk. So nebenbei heißt es, im Vorübergehen: „Donnerstag gehen wir aus.“

„Wohin denn?“ — „Zu Doktors.“

„So? Es wird wohl wieder heiter zugehen?“

„Hoffentlich. Wir feiern Mainacht.“

„Mainacht? Na nun?“

Die Herren nehmen den zugeworfenen Ball auf.

Sie sprechen untereinander davon. Bei unserm stillen Leben wird alles Ereignis. Wir schweigen und lassen die Sache laufen.

Donnerstag um sieben machen wir uns fertig.

„So früh schon?“ Ei, ei! Unsere Herren sind neugierig.

„Ja, der Abend soll hübsch lang sein.“

„Und so feierlich in hell?“

Wir lachen. „Festlich soll es sein!“

Auf der Straße trifft uns ein Bekannter. Er lächelt fein. „Zur Mainacht?“

„Ja! Zur Mainacht!“ Es klingt so gar nicht spiz. Wie ein Feuer ohne Nahrung erlischt das Lächeln.

Im Saal der gastfreien Frau Doktor geht es lustig her. Picknickartig hat sie das Fest gedacht. Wir gruppieren uns zwanglos. Auf Stühlen, soweit welche da sind, auf dem Fensterbrett, auf Fußbänken, schließlich auf Sofakissen. Auf dem Tisch dazwischen summt die Teemaschine. Eigentlich nicht maimäßig. Aber von sieben bis zwölf Bowle trinken, das können wir nicht.

Neben der Teemaschine steht ein Teebrett mit belegten Brötchen. Die zunächst Sitzenden reichen herum. Unser Appetit paßt sich dem französischen Sprichwort an und kommt, anstatt zu gehen.

„Eßt ruhig, Kinder“, sagt eine Freundin der Wirtin „ich habe mich im Eßzimmer überzeugt. Es reicht. Mehr wie ein halbes Teebrett brauchen wir anstandshalber nicht nachzulassen.“

Eine Männerstimme spricht nebenan.

„Mein Mann geht zur Maifeier“, flüstert die Doktorin.

Heute sind alle Familienbände gelockert. Es steht die Frau dem Manne gegenüber.

Wir nicken verständnisvoll. Eine Lachsalve setzt ein. Sie klingt natürlich, nicht gewollt. Wir klatschen Beifall. Welch ein Glück, daß wir Toni haben! Toni reißt uns bei jeder Gelegenheit, wo Lachen erfordert wird, unwiderstehlich mit sich fort. Sie sitzt harmlos, mit dem ruhigsten Gesicht. Plötzlich verzerrt sich ihr Gesicht. Sie sticht vor Lachen, will sich fassen, bricht aber immer wieder los. Nach fünf Minuten hat sie den gefülltesten Saal angesteckt. Alles lacht, schreit, kämpft vergeblich gegen die Heiterkeit. Sie

selbst hat sich plötzlich gefaßt. Gleichmütig sitzt sie da und sieht ihr Publikum an.

Nach dem Tee wird der Tisch weggerückt. Wir geben Vorstellungen. O, wir haben unsere Talente! Sie entwickeln sich, sobald wir Damen unter uns sind. Toni fängt an. Sie hat ein beneidenswertes Nachahmungstalent. Sie stellt sich in die Mitte — und singt. Nicht mit hörbarer Stimme, nur mit Gesten. Sie schließt die Augen, sie hebt sich auf den Fußspitzen. Die Originale sitzen unter uns. Mit schallendem Gelächter erkennt jede sich selbst.

Anderer Späße folgen. Es kommt darauf an, eine miterlebte komische Situation möglichst naturgetreu wiederzugeben. Einen Bauerntanz führen wir auf. Wir sahen ihn auf einem Grünfest tanzen. Der Tänzer riß seine Partnerin ohne Takt erbarmungslos vorwärts. Wie toll gewordene Heuschrecken stürmten sie vorwärts, stießen an jede Ecke, fielen, rafften sich auf. Schweißgebadet landeten sie endlich. Sie schienen den Tanz als Schwerarbeit zu betrachten.

Diese Aufführung ist für die Ausübenden einigermaßen angreifend. Etwas geht immer dabei kaputt. Eine Stuhllehne, oder die Lampe auf dem Tisch. Mindestens ein Pincenez.

Ein anderer sehr beliebter Scherz hat folgende Vorgeschichte. Toni und ihre Schwester haben eines Tages Gäste. Ein älterer Herr bleibt zur Nacht. Am andern Morgen erwachen sie à sursaut, wie der Franzose sagt. Was ist geschehen! Ein gellendes, mißtönendes Schreien dringt an ihr Ohr, sich hebend, senkend, anschwellend, fast verlöschend.

Es erstirbt in einem hohlen Gurgeln. Die Schwestern springen aus dem Bett. „Mama, komm schnell, der alte Herr ist krank.“ „Krank?“ — „Ja, hör bloß. Es klingt, als ersticke er.“ Angstvoll lauschen alle drei. „Nein, es ist nichts.“ — „Nichts? Erbarm dich! Ich bleib keinen Augenblick untätig. Gehst du nicht hinein, tu ich es.“ — „Aber klopf vorher an. Er puht sich, glaub ich, die Zähne.“

Diese Szene wird wahrheitsgetreu wiedergegeben. Wir bersten vor Lachen.

Nach den Schaustellungen spielen wir Rätselspiele. Wir sind in das heiterste Fahrwasser gekommen.

„Alles was recht ist, Kinder, aber unter sich sein hat was für sich.“

Um elf taucht eine bauchige Terrine auf, die Bowle. Unsere Heiterkeit wächst. Um zwölf singen wir vielstimmig „Der Mai ist gekommen“.

Als wir uns zum Aufbruch rüsten, herrscht in unserer Mitte eine eigentümliche Verwirrung.

„Kinder“, sagt meine jüngste Schwester, „ich krieg den Gummischuh nicht an.“ Sie steht an den Schrank gelehnt, den Schuh hilflos in der Hand.

„Was ist es mit dem Schuh?“

„Mit dem Schuh, nichts, der ist in Ordnung. Aber ich kann nicht auf einem Bein stehen.“

Zwei andere junge Mädchen, die die übrigen Monate des Jahres aneinander vorübergehen, scheinen den Mai zur glühendsten Freundschaft ausersuchen zu haben. Sie reden, reden, reden aufeinander los.

„Brecht das Gespräch ab“, werden sie gemahnt, „der Mai ist gekommen, wir gehen.“

Sie sehen uns freundlich an — und reden weiter.

Auf der Straße scheint das Gehen manchen ungewohnt.

„Seid ihr schläfrig? Kinder, ihr schwankt?“

„Tu nur nicht so. Der Fehler liegt in deinem Auge.“

„Möglich! Die Tatsache bleibt.“

Als ich meinen Kopf tiefbefriedigt aufs Kissen lege — die Glieder sind so seltsam schwer — beginnt das Riffen zu fahren: auf und ab, die Wand entlang, zur Decke empor und wieder zurück. Ich lache still in mich hinein.

„Na, echter konnten wir die Herren nicht kopieren! Wir haben alle einen kleinen Schwips. Wein mit so viel Heiterkeit verabfolgt, — scheint gefährlich zu sein.“

Unsere Mainacht macht ihren Weg. Tage, Wochen wird von ihr gesprochen. Wir gehen bereitwillig darauf ein, erzählen Einzelheiten. Der sicherste Zeuge bleibt der Doktor, der aus dem Nebenzimmer den Beginn der Gesellschaft anhörte.

„Urfidel“, sagt er fast neidisch, „wirklich urfidel!“ —

Das Jahr darauf wird es wieder so ganz selbstverständlich erster Mai. Wieder sammeln wir uns bei der Doktorin. Der Doktor nimmt seinen Weg durch den Saal. Er bleibt lachend stehen: „Das sieht ja nett aus.“ Fast widerwillig verläßt er uns.

Es ist halb zwölf, die Bowle steht bereit, da klingelt es.

„So spät? Wer kann das sein?“

„Vielleicht schickt mein Mann nach dem Schlüssel.“

Die Doktorin geht, um zu öffnen. An der Thür wird geflüstert, gelacht. Die Saalthür schiebt sich vorsichtig zu.

„Na nun?“ Wir werden aufmerksam. Wir horchen.

Vorsichtige Schritte! Ein Stock fällt. Dann fliegt die geheimnisvolle Thür auf. Gesang setzt ein: „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein.“ Hand in Hand, lachend, seelenvergnügt, tanzen vier Herren herein. Es ist der Doktor, zwei Freunde von ihm, deren Frauen unter uns sitzen, und mein alter Onkel. Trotz seiner bald siebzig Jahre ist er das jugendfrischeste Gemüt unter der Sonne.

Wir springen auf. Die Herren werden jubelnd begrüßt, bekommen jeder einen bequemen Platz, ein Glas Bowle.

„Wir sind ausgekniffen,“ erzählt mein Onkel, „zu stumpfsinnig war es bei uns. Seid recht fröhlich. Lange haben wir nicht Zeit.“

Wir lassen uns das nicht zweimal sagen. Wir stimmen unsere Kehlen. Hübsch klingt es mit den kräftig einsetzenden Männerstimmen.

Der Doktor zieht seine Uhr. „Zehn Minuten bis zwölf. Es ist Zeit“.

„Ach was, die Uhr geht vor,“ schilt mein Onkel. „Hier ist es gemütlich. Das ist doch Gesang!“

Die andern Herren lachen. Wie die Schulbuben springen sie die Treppe nach unten.

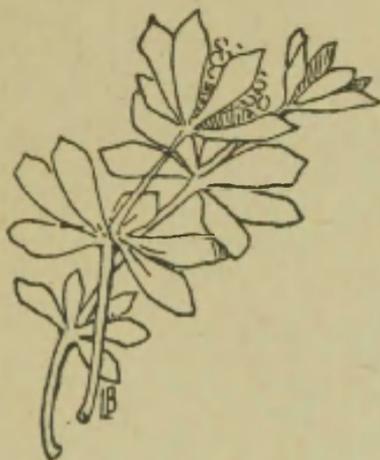
„Kinder, das war ein netter Scherz! Ist das die Folge unserer Mainacht, so können wir zufrieden sein.“

„Also es kann gemütlich mit uns sein!“

„Und lustig dazu.“ Wir rufen durcheinander. Wir reiben die Hände.

Es schlägt zwölf! Eine hebt die Hand als Taktstock.
Wir stimmen an:

„Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus.“





22. Synode in Wenden.

Die livländische Synode findet alljährlich Ende des Sommers in einer der kleinen Städte, Dorpat, Pernau, Wolmar, Wenden und wie sie alle heißen, statt. Die Nachricht wird von der Kanzel verkündet und freudig begrüßt.

Bald darauf bittet der Ortspastor um Meldungen, wer den zahlreich zureisenden Pastoren Unterkunft zu geben hat.

Wie eine Welle, weiter gleitend, die fernsten Kreise erfassend, geht es durch die Stadt. Jede Hausfrau mustert ihre Räumlichkeiten, überschlägt, was sich einrichten läßt. Die Sprechstunde des Pastors ist außergewöhnlich besucht.

„Zwei Gäste, lieber Herr Pastor, schreiben Sie für mich an. Und verwöhnte können es sein. Ich habe gute Betten.“

„Ich nehme drei. Aber sie müssen verwandt oder sehr gut bekannt sein. Es ist ein großes Zimmer.“

„Eine stille, kleine Stube ohne Hundebellen, ohne Hahnenschrei,“ erzählt eine Frau, „für einen nervösen Pastor.“

„Lieber Herr Pastor, solch schönes Zimmer, zwei Fenster. Aber leider nur ein Ausgang. Durch mein Zimmer! Und wenn ich noch so spät schlafen gehe, noch so früh aufstehe und gar nicht störe. Es ist nicht das.“

Der Pastor schreibt an, verteilt, tröstet. —

Der Vortag kommt. Alles läuft zum Bahnhof. Der Pastor ist zu jedem Zug da. Viele sind es ohnehin nicht, die die stille, kleine Stadt passieren. Einen Zettel in der Hand voller Namen und Adressen, begrüßt er die Ankommenden und übertweist sie den anwesenden Hauswirten oder Wirtinnen, die bereit stehen, die Gäste zu geleiten.

Man sieht sie durch die Straßen schreiten. Die leeren ereignislosen Plätze sind plötzlich interessant. Wer es möglich machen kann, läuft durch die Stadt und kehrt mit einem Sack Neuigkeiten heim: „Bei Doktors ist es hell erleuchtet, ihre Gäste müssen da sein. Es wird Klavier gespielt. Die verstehen es, sich die Interessantesten auszusuchen.“ „Die kleinen Leute, die ihre gute Stube für einen Pastor eingerichtet haben, sind leicht zu finden. Blütenweiße Gardinen haben sie aufgesteckt und Blumen im Fenster. Ordentlich freundlich sieht es aus.“

Abends hat die Stadt ein festliches Aussehen. Kein Schornstein, der nicht raucht, kein Fenster das nicht hell ist.

Unsere Pastoren sind da. —

Wir sind seit einigen Jahren nach Wenden gezogen und bewohnen ein geräumiges Haus. An Platz mangelt es nicht. Sind wir selbst auch zahlreich, haben wir zum Überfluß auch eine verheiratete Schwester mit Mann und Kind, den Bräutigam der zweiten zum Besuch, es findet sich

doch ein freies Zimmer. Es ist den Freunden des Bräutigams bestimmt, jungen Kandidaten, die die Synode zum ersten Mal mitmachen.

Der Tag der Synode bricht an. Zwar ist der Eröffnungsgottesdienst erst halb zehn. Aber die Häuser erwachen früh. Ehe die Pastoren sich im Bethaus sammeln, müssen sie ihren Kaffee haben. Die Straßen sind belebt. Wer sieht sie sonst so! Alle haben ein Ziel: die Kirche!

Wenden hat eine alte, ehrwürdige Kirche aus dem dreizehnten Jahrhundert. Anfangs schmucklos, mit von Feuchtigkeit grau gewordenen Wänden, wird sie zu unserer Zeit von Jahr zu Jahr reicher geschmückt. Dem Altarraum gehört die Sorgfalt. Er erhält Glasfenster in künstlerischer Malerei: die Wappen livländischer Adelsfamilien, ehrwürdiges Eichengestühl, Wandleuchter. Das Schiff der Kirche behält sein Aussehen. Es führt alte in die Mauer gefügte Grabsteine, Bilder berühmter Bischöfe und Ordensmeister.

Jetzt ist es überfüllt. Kopf an Kopf sitzt es in den Bänken, steht es in den Gängen. Allein die für die Pastoren reservierten Plätze sind leer.

Ein Summen steht über der Menge. „Wer spielt die Orgel?“ wird geflüstert, „wer singt die Liturgie?“ Die Antworten befriedigen. Dann wird es still. Die Erwartung macht verstummen.

Und nun läuten die Glocken! Die Pastoren haben das Bethaus verlassen. In langem Zuge kommen sie durch die Straßen, am Marktplatz vorbei.

Es zuckt durch die Menge! Köpfe recken sich. Dabei

eine Stille, daß man den Herzschlag zu hören meint. Allein draußen die jubelnden Glocken und das Nahen vieler fester Schritte auf dem Pflaster.

Die Orgel setzt ein. Sie sind da. Den General-superintendenten an der Spitze treten sie in ihren wallenden, schwarzen Gewändern ins Gotteshaus, unsere Pastoren.

Sie sind es, die das damals schon so drückende, enge Leben mit uns teilen, ihm die Richtung gebend. Sie sammeln unsere kleine, schwache Schar, sie stützen, halten, trösten uns. Sie sind es, die in späteren, unheilvollen Jahren den Schlag auffangen, die Ungerechtigkeit in ferne Öden verbannt, die die Revolution schmächt, steinigt, mit Schmutz wirft, durch die Gasse zieht.

Sie gehen in Reihen zu vier und vier. Wir erkennen unsere Großen, unsere Redner, unsere Lieblinge!

Aber sind sie uns nicht alle lieb?

Eine dunkle Welle strömen sie den Gang hinauf, groß und klein, gebeugt und das Haupt erhoben, mit weißem, mit grauem, mit blondem Haar. Dazwischen, wie Rats-herren aus einem verflossenen Jahrhundert, die Rigenser mit der steifen Halskrause. Das Land, die kleinen Städte begnügen sich mit dem schlichten, weißen Beffchen.

Das Erkennen blitzt durch die Menge. Die Stille löst sich auf. Es flüstert, murmelt. „Das ist er.“ — „Welcher, der Große?“ — „Der in der dritten Reihe.“ — „So klein?“ — „Den Kopf sieh an, den Denkerkopf.“ — „Mit der mächtigen Gestalt, das ist der Petersburger.“ — „Wo ist er abgestiegen?“ — „Im Hotel. Er kam unerwartet.“

Die Orgel hat das Vorspiel beendet. Kaum kennt man sie wieder, so herrlich klingt sie. Das macht, ein Meister greift sie. Jetzt löst eine Melodie sich aus den wandernden Tönen, sie festigt sich. Die Pastoren haben sich in ihre Plätze gefunden. Was sitzt, erhebt sich wie ein Mann. Wie ein Mann setzt der Choral ein: „Ein feste Burg ist unser Gott! Ein gute Wehr und Waffen.“

War auch je ein Lied so für uns geschrieben wie dieses?

Außerhalb der Kirche gedrückt, bedrängt, geschmäht, sind wir in der Kirche zu Hause. Keine Hand von außen greift hinein. Hier heben wir unsere Häupter, hier reden, hier singen wir!

„Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr.“

Nein! Wir fürchten uns nicht. Unsere Pastoren in unserer Mitte, füllen wir das Gotteshaus, bewegt, erschüttert:

„Das Reich muß uns doch bleiben.“ —

Lächelnd hören wir die Liturgie von einer weichen, klangvollen Stimme gesungen, atemlos lauschen wir der Predigt eines unserer Großen. Wir singen unsere schönen schlichten Choräle mit Inbrunst. Wer singt nicht gern, wenn fünfzig, sechzig kräftige Männerstimmen vorangehen. Als wir nach Schluß hinter unseren Pastoren aus der Kirche strömen, löst sich der Bann der Schweigsamkeit. Blicke werden getauscht, Händedrucke gewechselt. Es wird eifrig geplaudert. „Es war schön! O wie war es wieder schön!“ — „Der

Pastor, der die Liturgie sang, der wohnt bei uns nebenan, bei meiner Schwester. Die schöne Stimme!“ — „Wann ist wieder Gottesdienst? Erst Sonntag? Aber morgen abend die Bibelfstunde. Ich sage, keinen Vortrag laß ich aus.“ — „Auf Wiedersehen, ich muß laufen. Unsere Pastoren kommen um zwei zu Tisch.“

Die Sitzungen der Synode füllen die Vormittagsstunden. Nachmittags gibt es dazwischen Einzelsitzungen. Abends Bibelfstunden oder Vorträge. An die Vorträge schließen sich Diskussionen. Die Stadt ist wie in einem Taumel geistigen Lebens. Sie teilt, was sie teilen kann. Unsere Kirche bietet dem Nachzügler keinen freien Platz. Und der große Saal der Harmonie, wo die Vorträge stattfinden, gleicht einer Volksversammlung. Wir sitzen auf dem Fensterbrett, stehen im Gang. An den Diskussionen beteiligen wir uns nicht. Dem Livländer liegt das öffentliche Reden nicht. Das besorgen unsere Pastoren. Aber unser Ja und unser Nein spricht sich deutlich aus in unseren lebhaften Bewegungen, leuchtenden Augen, unseren verschlossenen, abweisenden Mienen. Die Welle der Zustimmung strömt dem Redner entgegen. Selten kommt es vor, daß sie zurückschlägt. Stehen wir doch mit unseren Pastoren auf einem Grund und Boden. Wir haben mancherlei Meinungen, verschiedenartige Ausdrücke, aber ein Bekenntnis.

In den drei Tagen der Synode gibt es viele Stunden, die die Pastoren der Familie widmen oder zu gemüthlichem Besuch verwenden. Ist doch jedes Haus offen. Es wartet auf Gäste, es schaut nach ihnen aus.

Unser Haus gleicht einem Bienenstock. Es fliegt ein, es fliegt aus und gibt keinen Augenblick Ruhe.

Morgens haben wir eine gemütliche Kaffeestunde mit unseren Kandidaten. Es gibt Scherz, Heiterkeit, ernste Gespräche. Ein Freund meines Schwagers ist unverbesserlicher Hypochonder. Er wird unserer gesunden Jugend zur Quelle harmloser Neckerei.

Jetzt eben schreitet er allein durch den Garten, den Hut in der Hand, Gummischuhe an den Füßen.

„Bernhard, ich bitte dich,“ ruft ein Studiengenosse „es ist pulvertrocken! Warum denn die Gummischuhe?“

„Warme Füße und ein kühler Kopf sind die ersten Bedingungen einer ungestörten Gesundheit,“ ist die gemessene Antwort.

Zum Mittag finden die jungen Theologen sich ein. Sie sind bis zum Abend frei. Wir unternehmen Spaziergänge, Ausfahrten. Andre, die davon hören, schließen sich an.

Wenden hat eine liebliche Umgebung. Die Güter Meyershof, Karlsruhe, an der Aa, an der Amat gelegen, bieten dem Auge des Naturfreundes genug an schönen Ausblicken.

In zwei großen Wagen machen wir uns auf den Weg. Wir klettern unverdrossen die steilen Flußabhänge, lagern im Moos, singen bis wir heiser sind.

Auf der Heimfahrt ist es kühl. In jugendlichem Leichtsinne dachte keiner an den Abend. Sogar Bernhard ist

ohne Gummischuhe. Eine Decke wird gefunden! Ein fröhliches junges Blut ergreift sie, schwingt sie in der Luft und bietet sie aus: „Eine warme Decke, besonders zu empfehlen, zum ersten, zum zweiten! Was! Niemand bietet?“

„Niemand!“ rufen wir übermütig.

„Auch du nicht, Bernhard?“ Er hält ihm die Decke einladend vor die Nase.

„Ich nehme sie mit Dank an.“

Unter unserm nicht enden wollenden Gelächter hüllt der Hypochonder sich umständlich in das Tuch. Während die jungen Mädchen in leichten Blusen zu ihrer Erwärmung Turnübungen machen, sitzt Bernhard warm verpackt wie eine graue Mumie.

Ein Abend kommt, da hat mein Schwager seine jungen Freunde, soweit sie nicht bei uns wohnen, vollzählig eingeladen. Wir planen Gesang, Spiele. Meine Mutter, die vom Lande Enten geschickt bekommen hat, kündigt sie uns für den Abendtisch an.

„Abends Enten ist ungesund,“ behauptet ein Kandidat mit einem lachenden Seitenblick auf den Hypochonder. Der ist schlechter Laune. Eine lebhaftere Armbewegung beim Mittag warf ihm die Bratensauce auf den Rock.

Meine Schwester kam mit heißem Wasser zu Hilfe. Sie rieb, sie mühte sich. Die Arbeit ist umsonst gewesen. Auf die Frage nach dem verschwundenen jungen Mann gibt es die Antwort: „Bernhard puzt an seinem Rock.“

„Bloß vorsichtig,“ rät mitfühlend ein Freund, „am Ende reibst du das gute Tuch durch.“

Beim Kaffee wirft der Hypochonder mißtrauische Blicke.

„Was hast du? Du fürchtest einen Überguß? Hör, Bernhard, kein besseres Fleckwasser als Kaffee. Komm näher, ich opfere dir meine Tasse.“ —

Am Abend — gerade haben wir die Lampen angezündet — klingelt es. Zwei Pastoren, Verwandte meines Schwagers, treten ins Haus. „Ist es erlaubt?“

„Nur näher. Ihr findet fröhliche Gesellschaft.“

Als ich den Saal einen Augenblick verlassen habe und wiederkehre, finde ich drei weitere Pastoren.

Meine Mutter winkt mir. „Es soll eine Ente in den Bratofen.“ Ich verschwinde.

Bei dem auf und ab, dem hin und her füllt sich der Saal. Einzelnen, zu zweien kommen sie. Jeder hat eine andre Einführung. „Ich hab es meiner Frau fest versprochen.“ — „Der freie Abend lockte mich.“ — „Sie entschuldigen, daß ich so ungeniert in Ihre Gesellschaft einfallte. Aber wir sind in Livland.“

Jeder wird mit Herzlichkeit empfangen, findet seinen Platz, seine Zigarre, Freunde, Gesinnungsgenossen, Unterhaltung, Munterkeit.

Die Zahl der Pastoren ist auf sechzehn angewachsen. Das weibliche Geschlecht, sonst immer in der Überzahl, verschwindet unter den schwarzen Gestalten.

Im Speisezimmer schiebt der Diener immer neue gedecke ein. „Nu is aber wirklich genug, Fräuleinchen“, sagt er in stiller Verzweiflung.

Als ich wieder mal in die Küche komme, sieht die Köchin kampfbereit auf. „Noch eine Ente?“ Ich beruhige lachend. „Nein, Anna, nun hat's ein Ende, die ganze Synode wird es nicht.“

Im Speisezimmer tritt der Hypochonder an mich heran. „Es scheint eine große Gesellschaft zu werden. Wenn es mir bloß nicht zu viel wird.“

„Sie sollten sich zurückziehen! Ein Glas Tee und Butterbrot lasse ich Ihnen gern aufs Zimmer stellen.“

„Meinen Sie wirklich?“

„Wenn Ihre Gesundheit so zart ist.“

„Ich tue es. Heute morgen die Sitzung, nachher der Spaziergang. Es wird mir zu viel.“

„Da wünsche ich Ihnen eine geruhfame Nacht.“ —

Unterdessen ist im Saal Leben und Bewegung.

Hier sitzen, die Köpfe eng zusammengesteckt, in eifrigem Gespräch die Brüder Keußler, der hervorragende Erste Kallas, der Generalsuperintendent Hollmann. Mein Vater steht vor ihnen. Neuigkeiten gibt es aus Petersburg, Religionsfragen, Wissenschaftliches. Von den andern Herren findet sich einer, der andre dazu. — Am Klavier stellt sich ein Männerquartett auf: mein Schwager und seine Freunde. „Integer vitae“ klingt ernst und schön auf die Horchenden ein. Dann folgt Einzelgesang: Der Erbkönig, Archibald Douglas. Es wird gespielt. Einer entzündet sich an dem Können des andern.

Bei Tisch, wo es beträchtlich eng hergeht, wird der Hypochonder vermißt.

„Wo ist Bernhard?“

„Keine Ahnung! Vermutlich führt er seine Gummischuhe im Garten spazieren.“

„Er schläft,“ sage ich mit Grabesstimme.

„Nicht möglich.“

„Doch! Seine Gesundheit verlangte es.“ —

Während unsere Gäste nach Hause gehen, kommt das Zufällige ihres Zusammentreffens an den Tag. Es erweist sich, daß keiner geladen war.

„Ein gelungener Abend,“ sagt mein Vater händereibend, während wir die Ordnung im Saal wieder herstellen, „zu gemütlich sind sie doch, unsere Pastoren.“

„Bloß etwas knapp,“ seufzt meine Mutter, „ich hoffe, sie sind nicht hungrig geblieben.“ —

Den nächsten Tag ist der Hypochonder der erste am Kaffeetisch. Er sieht ausgeschlafen aus. „Es soll nett gewesen sein, gestern.“

„Ein reizender Abend! Munter, gemütlich und so anregend. Zu schade, daß Sie schliefen.“

„Ich schlief nicht. Der Gesang störte mich.“

„Auch das noch! Sie haben wirklich Pech, Herr Kandidat.“ —

Am andern Tage schließt die Synode. Unsere Pastoren verlassen uns. Einzeln bröckeln sie ab. Dieser fehlt, nun jener.

Als die letzten schwarzen Röcke, die letzten unverkennbar pastöralichen Hüte von der Straße verschwunden sind, tritt Stille ein. Die Synode ist zu Ende. —

Wenn zwei sich auf der Straße begegnen, sie sprechen über die Gäste: „Zu nett, wie sie waren, unsere Pastoren. So dankbar für alles, so anspruchslos und so vergnügt! Wirklich, als ob sie andre Menschen wären! Ja, ich sage wirklich.“





23. Unser Feriensommer.

Mein Vater hat auf seinem Gut das Wohnhaus gebaut. Stattlich erhebt es sich auf einsamem Hügel und blickt aus freundlichen Fenstern auf den Park zu seinen Füßen, den Teich und dahinter ins grüne Hügelland.

Wir leben in der Stadt. Raum zieht der Frühling ein, rüsten wir uns. Früh im Mai siedeln wir aufs Land über. — Es ist ein warmer Frühlingstag, da klingen Postglocken vor unserm Haus. Wir stehen bereit, wie zur Reise um die Welt gerüstet. Eine Freundin begleitet uns. Für die lange Zeit des Vorsommers ist ein munterer Besuch Goldes wert. Sobald eine Familie aus lauter Erwachsenen besteht, gleicht sie leicht einem stehenden Gewässer. Es ist gut, ein fremdes Bächlein durchzuleiten.

Die Fahrt geht schnell vonstatten. Hügel auf fährt der Postillion gemächlich. Hügel ab läßt er die Zügel schießen. Die vier Pferde fliegen um die Wette. Den Postglöckchen vergeht der Atem. Sie verschlucken sich und — schweigen.

In einem gastfreien Krüge auf halbem Wege erwarten uns die heimatlichen Equipagen. Es war Zeit! Die letzte Strecke ließen wir die Beine seitwärts aus dem Wagen

hängen. Sonst kriegen wir sie nie wieder in Gang. Ja, es geht nichts über einen Postwagen. Für zwei, allenfalls für vier Personen geht es. In größerer Gesellschaft wird das Reisen unstatthaft. So verfügt jede Station über nur eine Familienkutsche. Ich kenne sie alle, jeden Nagel darin, jeden Vorsprung. Der Sitz wird aus Heu geschüttet, mit einer Decke fest umsteckt. Ehe man sich darauf niederläßt, bietet er sich dem Auge als runde Kugel, von der man hoffnungslos abrollen muß. Aber es lernt sich mit der Zeit. Hat man die Treppe glücklich erklommen, gibt es einen haushohen Schritt. Meist schießt man köpflings vornüber. Wieder aufgerappelt, heißt es einen Aufschwung nehmen und sich mit energischem Stoß mitten auf die Kugel setzen. Sie ist nicht so uneinnehmbar, wie sie aussieht. Sie gibt nach! Bei der zweiten Person glättet sie sich sozusagen. Bei der achten, neunten sitzt es sich hübsch fest nach allen Richtungen hin. Das Anschmiegungsbedürfnis entwickelt sich auf Postfahrten.

Wir werden wieder zu Menschen. Bisher waren wir Seringe in Duzendpackung. Vergnügt verteilen wir uns auf meines Vaters bequeme Equipagen.

Meine jüngste Schwester, die Freundin und sehr viel Gepäck finden Platz auf einer Brettdroschke. „Achtet bloß auf das Kopfkissen“, scharft meine Mutter ein, „es ist von meinen besten.“

„Wie unseren Augapfel wollen wir es hüten“, versprechen die Backfischehen.

Aber wer kennt Backfische nicht? Raum geht die Fahrt los, geht das Plaudern an. Über die Gegend ringsumher,

die Güter, die wir passieren, ihre Besitzer, deren Familien. Der Mund schäumt.

Plötzlich schreckt meine Schwester auf. „Erbarmung! Ist das Rissen auch noch da?“ Sie werden blaß. Es ist fort.

„Karl!“ meine Schwester fällt dem Stalljungen in die Zügel, „Karl, halt an. Ein Rissen ist verloren, wir müssen zurück.“

Großer Schreck!

Aber Karl hat das Rissen noch eben hinter der Waldbiegung gesehen. Er springt ab und läuft den Weg zurück. Zitternd sitzen die Backfische im Wagen.

Eine lange, bange Zeit vergeht. Dann taucht Karl auf.

„Hat er etwas im Arm?“

„Noch sehe ich's nicht“, sagt die Freundin beklommen.

„Das Rissen, das Rissen!“ jubelt meine Schwester, „Elschen, er hat es.“ Wortlos fallen sich die Mädchen um den Hals. —

Wir kommen abends an. Das Haus, der Garten, der Park werden freudig durchforscht. Als man sich zu frischen Erbsen mit Schinken im Speisezimmer zusammensindet, weiß man schon, daß es viel Erdbeeren geben wird, daß der Obstgarten vielversprechend ist, die Weintrauben im Treibhaus schwach angefetzt haben.

Den nächsten Tag werden die Leute im Hof begrüßt, das Vieh, die Felder besucht. Am dritten Tage ist man eingelebt.

Spaziergänge, Ausfahrten, munteres Beisammensein würzen den langen Vorsommer.

Dann, eines Tages wird gerüstet. Von den verheirateten

Geschwistern hat sich ein Haus angefangen. In der zweiten Etage liegen fünf Fremdenstuben. Dort wird eingerichtet.

Den Tag der Ankunft, nach getaner Arbeit, sitzen wir auf den Treppenstufen der Veranda und warten. In dem Lachen und Plaudern geht das Horchen unter.

„Still!“ Eine Hand hebt sich. Sie können es sein! Fernes Rollen tönt und verstummt. Aber jetzt! Das Rollen ist deutlicher. Gewiß, sie sind es. Man unterscheidet das Klappen der Pferdehufe. „Sie kommen! Sie kommen!“

Taschentücher flattern, Hände winken. Die Equipage hält. Sie sind da mit Kind und Regel. Der Regel ist die alte Kinderfrau Lise.

„Wie war die Fahrt? Staubig, was? Seid ihr müde? Nun aber gleich ins Haus“, ruft es durcheinander.

Das Haus hat sich gefüllt. Kinderstimmen zwitschern. Ein Männerschritt tönt. Nach wenig Tagen folgt die zweite Partie. Diesmal bringt meine Schwester ihre kleine Herde. Vier Jungens! Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

Das Wetter ist herrlich. Echte, rechte Sommerzeit!

Wohin man blickt, sieht man fröhliche Menschen.

Unter der Linde vor dem Hause ist allgemeiner Sammelplatz. Dort sitzt arbeitend meine Schwester. Vom Walde her kommen erheitert meine Schwägerin und eine Schar Kinder. Jeder trägt einen Becher, eine Tasse in der Hand.

„Habt ihr was gefunden?“

„Herrliche Erdbeeren! Die Grabenränder sind rot.“

Eine leichte Brettdroschke biegt um die Ecke. Mein Bruder lenkt. „Ich fahre zum Bade. Wer kommt mit?“

„Ich! Ich! Ich!“ Wie die Bienen schwärmen die Knaben um das Gefährt.

Weit unten am Stall wandelt ein roter Punkt. Es ist der jüngste Enkel im roten Röckchen. Großmama mit dem Strickstrumpf folgt. Er ist nur zufrieden in erreichbarer Nähe der Pferde.

Da, ein Jubelruf! Das bunte Boot hat seine Landungsstelle verlassen und gleitet heran. Kinder sind darin, auch einige Erwachsene.

An dieses fröhliche Treiben schleßt sich mein Vater. Sein Beruf in der Stadt gestattet ihm nur kurzen Aufenthalt auf dem Lande. Er ist Gast mit seinen Gästen. Während er da ist, folgen die Ausländer. Meine dritte Schwester hat nach Hamburg geheiratet. Alle zwei Jahre bringt sie den Sommer bei uns zu. Jedesmal hat sich die Zahl ihrer Kleinen um eins vermehrt.

Das Haus ist jetzt bis zum Dach gefüllt. Den ganzen Tag reißt das Erleben nicht ab. Nicht Gäste und Hausgenossen sind es. Es ist eine große Familie mit zahlreichen, kaum zu übersehenden Köpfen.

Morgens ist jeder sein eigener Herr. Der Vormittag gehört ihm. Wenn die Mittagsglocke läutet, finden sich die Verstreuten zusammen. Mein Vater läßt seine Blicke wandern. „Nun, wie habt ihr den Morgen verbracht?“

Der Antworten gibt es mannigfaltige. „Wir pflückten Beeren zu Saft.“ — „Wir saßen im Garten.“ — „Ich besuchte die Frau Verwalter.“ — „Wir sahen dem Melken zu.“ Zu allem nicht mein Vater. Nur eine Antwort weckt sein Mißfallen. „Ich schrieb Briefe.“

„Du mit deinen Briefen! Wie kann man bei so schönem Wetter im Zimmer sitzen! Ich laß dir das Tintenfaß wegnehmen.“

Nachmittags wird gemeinsam etwas unternommen.

Der Wald ist nicht weit, auf den Wiesen wird Heu gemacht, die Pferde im Stall stehen zu Fahrten bereit.

Letztere sind kurzweilig für uns. Da drei Familien versammelt sind, gibt es viel gleichaltrige Kinder. Alle fahren brennend gern aus. Aber kaum sind wir zum Hof hinaus, so sinken die jungen Köpfschen, die schweren Augen schließen sich. Wir haben eben Zeit zuzufassen, so schlafen sie schon. Sie erwachen erst, wenn wir nach vollbrachter Fahrt vor der Tür halten.

Steif, mit lahmen Armen, steigen die guten Tanten ab.

Der Höhepunkt ist meines Vaters Geburtstag. Er fällt in die Mitte des Sommers.

Die Nachbarn finden sich dazu ein. Bis spät in die Nacht dauert das ungezwungene Treiben in Haus und Park. Gesang belebt das Ganze.

Dann flaut es ab. Die zuerst Bekommenen reisen fort. Ein anderes Geschwisterhaus löst sie ab. Nur die Ausländer sind den ganzen Sommer da.

Eine Regenzeit beginnt. Sie stellt unsere Geduld, unsere Kräfte auf eine harte Probe. Bei den vielen Menschen wirkt das Haus eng. Mein Vater sieht seine Ernte bedroht. Er ist nicht bei Laune. Heiter darf es um ihn sein, aber nicht lärmend. Die Kinder haben darüber eine andere Ansicht. Sie wollen Pferd spielen, trompeten, das Treppen-

geländer als Eisenbahn benutzen. Die Kinderfrauen sind am Ende ihrer Kunst.

Auch wir Erwachsenen werden reizbar. Jedes Lied ist bis zur Unmöglichkeit gesungen, jedes Spiel ist gespielt.

„Laßt mich, Kinder,“ seufzt mein Bruder, „ich kann keine Verse mehr machen, noch auch Telegramme verfassen, und seien sie noch so einfältig, noch Geographienamen ausdenken. Mein Wisz ist zu Ende. Und ‚Schuster zu Hause‘ reicht mir bis an den Hals.“

„So laßt uns ausfahren.“ Es ist ein Vorschlag der Verzweiflung.

„Bei dem Wetter!“

„Alles besser, als dieses Hin- und Herlungern. Wir haben Regenschirme.“

„Zu solchem Wahnsinn gibt Papa nie seine Erlaubnis.“

„Mag muß ihn bitten.“

Mag knöpft sich den Rock zu. „Na, denn man los.“

Wir warten lachend. Schon der Gedanke eines Unternehmens belebt.

Da kehrt Mag zurück. „Wir sollen machen, was wir wollen. Es ist eine Berrücktheit.“

Mein Bruder läuft zum Stall. Wir hüllen uns in Wettergewänder.

„Kinder, Kinder,“ klagt meine Mutter, „ihr könnt nicht mal etwas mitnehmen. Der Regen verdirbt alles.“

„Die Wassermelone im Keller, Mama, die hält das Wasser aus.“

Als wir lachend in die Equipagen klettern, steht mein Vater händeringend am Fenster.

Es geht zum Gaising, zehn Werst bei Sturm und Regen. Eine Idee, reif fürs Irrenhaus. Wir aber atmen vergnügt die frische Luft, schütteln die nassen Schirme und sind nach Möglichkeit beredt. Auf der Bergkuppe steigen wir aus. Wir halten Umschau. Halb Livland liegt vor uns. Außer brauendem Nebel sehen wir nichts.

Ich stehe wie ein Marktschreier und rufe die Aussicht aus: „Achtung, meine Herren und Damen! Ihren schönheitsstrunkenen Blicken bietet sich ein Panorama, wie es reicher . . .“ Vergebens: das Panorama ruht hartnäckig hinter den Wolken. Meine Zuhörer lachen mich aus.

Meine Schwester findet mehr Anklang. Sie schneidet unter dem Regenschirm die Wassermelone in feuchte Scheiben, „für Liebhaber!“ Liebhaber sind wir alle.

Wieder daheim, kleiden wir uns von Kopf zu Fuß um und kommen aufgefrischt in den Saal. Der Abend findet uns besonders unternehmend. Unermüdtlich raten wir, schreiben wir, dichten wir! Sogar „Schuster zu Hause“ hat wieder Reiz. — Alles nimmt ein Ende! Auch eine Regenzeit in Livland. Der Himmel lacht wieder über dem schönen Stück Erde, das wir bewohnen. Er meint es gut mit uns. Die Hitze wird drückend. Die einzige Abkühlung, die wir erdenken können, ist die, ins sonndurchglühete Treibhaus zu gehen. Rot wie die Krebsse, luftschnappend, stürzen wir heraus. Dann ist es unter der Linde erträglich.

Nach Dunkelwerden sammeln wir uns auf den Verandastufen. Wir sitzen über-, untereinander, wie die Hühner auf der Stange. Mein Bruder, mein Schwager machen sich's auf dem Geländer bequem. Sie schauen geradeswegs

in den Himmel mit seinen auffunkelnden Sternen. Die Gespräche sind nicht lebhaft, wie am Tage. Sie sind besinnlicher, fast schwermütig. Von den Sternen reden wir, über Religion, über das Leben. Zwischenhinein blüht immer wieder jugendlicher Scherz, lachender Witz.

So gehen die Tage durch den Sommer.

Die Gäste nehmen Abschied. Wenn ihre Zeit gekommen ist, ziehen sie wie Zugvögel ihre Straße. Das Gut verödet. Wir gehen selbst auf Reisen. Die Geschwisterhäuser suchen wir auf.

Wenn wir dann heimkommen, färbt der Park sich golden.

Der Herbst ist da! Häßliche Regentage lösen einander ab. Schaut man morgens aus dem Fenster, sieht das „Nichts“ einen an. Jeglichen Baum und Strauch verschluckte der Nebel, der sich wolkengleich um das Haus schließt. Gehen wir spazieren, ergreift uns das Gefühl der Einsamkeit. Wir kommen aus dem Nebel, wir gehen ihm entgegen. Fast wesenlos scheinen wir uns.

Gemütlicher sitzt es sich im Zimmer. Abends schlagen wir den Kartentisch auf. Es gibt harmlose Spiele, die weder den Charakter noch den Beutel angreifen, wobei die Zeit hingeht. Wir lassen uns nicht gern dabei überraschen.

Eines Nachmittags — wir sind gerade dabei — geht die Haustür. Meine Mutter steht auf. Im Vorzimmer geht eine Begrüßung vor sich. Besuch!

Wir erheben uns alle vier zur selben Zeit, leise, wie Verbrecher. Lautlos bergen wir die Karten im Tisch, tragen den Tisch beiseite und verschwinden durch die Tür. Der Gast hat abgelegt. Händereibend tritt er über die

Schwelle. „Meine Töchter“ will meine Mutter vorstellen.
Sie stockt. Das Zimmer ist leer.

Nicht lange darauf ist auch das letzte Buch ausgelesen,
die letzte Handarbeit beendet. Die Einmacheforgen meiner
Mutter haben ein befriedigendes Ende.

Erleichtert packen wir unsere Sachen und ziehen zur
Stadt.





24. Kommerz.

Liebtlich in bergiger Gegend liegt das Städtchen Wenden. Seine freundlichen, meist von Gärten begrenzten Häuser, scharen sich um die alte Kirche. Eine Sehenswürdigkeit bietet der Schloßpark, aus dem die gut erhaltene Ruine des Ordensschlosses Wenden ragt. Das malerische Uatal macht die nächste Umgebung zu einer der schönsten Gegenden Livlands. Mit Recht singt der baltische Dichter Abdolphi: „Wenden, Perl in Livlands Kron . . .“

In dieser Stadt feiern die Studenten aus Dorpat, die frohen Musensöhne, gern ihren Kommerz. Mit offenen Armen, mit nie versagendem Verständniß werden sie aufgenommen.

Wir sind seit einigen Jahren Wendenser. Zwei Brüder studieren in Dorpat. Wir selbst haben ein Alter erreicht, dem das Wort „Student“ zu oberst im Lexikon steht.

„Kommerz in Wenden,“ die Nachricht weckt die stille kleine Stadt zu ungewohnter Lebendigkeit.

Eine Woche vorher treffen die Ausrichter des Festes ein: mein jüngster Bruder mit einem Landsmann. Es gibt viel vorzusingen. Der Saal der Harmoniegesellschaft

wird geschmückt, ebenso die Ruine. Quartier für die zahlreichen Teilnehmer wird geschafft. Wer ein freies Zimmer hat, stellt es bereitwillig zur Verfügung. Uns gegenüber wird ein ganzes Haus eingerichtet. Der Besitzer ist abwesend. Meine Mutter verspricht für Morgentkaffee zu sorgen.

Den Tag vorher tauchen fremde Equipagen auf. Man sieht fremde Gesichter. Das Land findet sich ein.

Wohl dem, der heute jemand mit der Bahn erwartet. Die Studenten kommen an. Wir wissen uns zu helfen. Mit mehreren jungen Mädchen tun wir uns zusammen. Wir gehen geschäftig den Weg zum Bahnhof. Laut hört man uns reden. „Also sie hat geschrieben?“

„Gestern. Sie fährt bestimmt durch.“

„Nein, die Tante Amalie! Gerade heute paßt mir der Gang zum Bahnhof gar nicht.“

„Wo die vielen Studenten ankommen.“

Auf dem Bahnhof geht der Scherz weiter. „Seid ja recht aufmerksam. Sie steigt nicht aus.“

„Wenn sie bloß ausguckt! Tante Amalie ist zerstreut.“

Als der Zug hält, laufen wir vor. Wir gucken aufgeregt in die Wagenfenster, klettern in die Wagen, schauen in die Abteile. „Ist sie da?“

„Es scheint nicht.“

„Sie wird uns doch nicht in den April schicken?“

„Absichtlich gewiß nicht, Tante Amalie ist präzise. Aber sie ist am Ende zurückgehalten.“

Tante Amalie kommt wirklich nicht. Dafür tönt Gesang aus allen Fenstern. Bunte Mützen rot-grün-weiß leuchten.

Frohe junge Gesichter beugen sich vor. Der stille Bahnhof wimmelt von begrüßenden, von ankommenden Livländern. Als die „Fuhrleute“ mit ihren übermütig gestikulierenden, singenden Fahrgästen abgefahren sind, schlüpfen wir lachend, seelenvergnügt hinterher. Wir haben die Livonen ankommen gesehen.

Ein großer Teil der erwarteten Jugend fehlt.

Sie haben den Zug in Wolmar verlassen und kommen die Poststraße im Vierspänner wie in alter Zeit.

Wenden erwartet sie. Man sieht den geschmückten Wagen auftauchen. Es jubelt, es singt daraus. Mützen werden geschwenkt, Gläser geschwungen. In rasendem Lauf braust der Wagen durch die besetzten Straßen und hält vor dem Hotel, wo die Landsleute sie erwarten. Sie sinken sich in die Arme, als lägen Jahre zwischen ihnen, nicht Stunden. O du überschäumende Jugendlust!

Die Einladungen an die Herrenwelt sind vorher ergangen. Wer Bursch war, bürstet seinen Deckel, schlingt das rot-grün-weiße Band um die Brust. Auch Vertreter fremder Korporationen, soweit sie in der Stadt leben, sind eingeladen. Zum Festzug gehen alle mit. Wer Bekannte an der Hauptstraße wohnen hat, macht sich liebenswürdig, meldet sich an. Vorher werden die Gärten geplündert. Zierliche Sträußchen entstehen rot-grün-weiß, auch lose Blüten stehen bereit. Ein Blumenregen soll sie überschütten, unsere Studenten!

Die Fenster stehen offen, die Türen sind bekränzt. Vom Giebel weht die Fahne. Ganz Wenden ist heute rot-grün-weiß.

Nun kommen sie gezogen. Voran die stattliche Fahne, die sich vor bekannten Häusern grüßend senkt. Zwei Burschen schreiten zur Seite. Es folgen die drei Chargierten mit breiten Schärpen. Dahinter die Farbenträger, die Füchse, die Philister.

Die Zuschauer an den Fenstern winken und jubeln. Die Blumen wirbeln durch die Luft. Da, unsere Körbe sind leer. Wir fliegen in den Garten, wir raufen an den Beeten. Die häßlichen Feuerlilien allein noch stehen da. Einerlei, Blume ist Blume! Knick! Knick! Wir sind wieder am Fenster. Unsere duftenden, bunten Gaben werfen wir unter unsere huntbemühten Bekannten. Ein Student beugt sich lächelnd. Er hebt den Lilienstengel und steckt ihn ins Knopfloch.

Vorüber! Wir beugen uns aus den Fenstern. Wir sehen den Zug entschwinden. Er landet in dem festlich geschmückten Saal, wo ein Abendessen die Teilnehmer vereinigt. Dann ziehen sie in den Schloßpark.

Wir unsererseits sammeln uns bei einer Bekannten, deren Haus an den Park stößt. In ihrem Garten sehen wir den dicken Turm der Schloßruine eben aus dem Grün ragen, wir hören Gesang, Musik. Unsere ganze Unterhaltung dreht sich um den Kommerz, um die lustigen Bälle vergangener Jahre, das Studentenleben, das uns so anzieht, dem wir unsere Begeisterung schenken.

Um elf Uhr hören wir die ernstesten Klänge des Landesvaters. Jetzt ziehen die Festteilnehmer von dem Nußberg in die Ruine. In dem runden Steinsaal, durch dessen

leere Fensterhöhlen der schattige Park, die laue Sommer-
nacht hereinblinken, wird der Kommerz gefeiert.

Noch lange nachdem wir uns getrennt haben, bis in
unsere Träume hinein dringen ferne Musik, Becherklang,
abgerissene Lieder. Was wir nicht mehr hören, fügt die
sehnsüchtige Phantasie hinzu.

Morgens empfangen uns die frischen Taten feiernder
Burschen. Sie werden von Haus zu Haus ausgetauscht,
belacht und alsbald vergeben.

Eine ausgelassene Schar hat die Besitzerin eines schlichten
Kellerladens herausgeklopft. Sie muß ihren Laden auf-
schließen. Die Jünglinge durchstöbern ihn von Grund aus.
Schließlich erhandeln sie sich die bekannten Ton-Enten,
primitive Musikinstrumente, darauf die Kinder zum Jahr-
markt ihre Katzenmusik machen. Vor den Augen der
lachenden Frau reiten sie auf Stöcken die Straße hinab.
Die „Enten“ geben die passende Begleitung.

Eine zweite Abtheilung holt bei Morgengrauen, als Thür
und Fenster von säubernden Dienstmädchen geöffnet sind,
einen Kindertisch heraus, die Kinderstühlchen dazu. Sie
setzen sich mitten auf den Marktplatz. Bierpfropfen knallen,
Gläser klingen. Die heranfahrenden Marktleute glauben
einen böshaften Spuk zu sehen.

Ein einsamer, aber tatendurstiger Musensohn schwingt
sich durchs offene Fenster in die Stube. Liebenswürdig
wird der entsetzten Anne, Christine, Pauline der Besen
aus der Hand genommen. Säuberlich kehrt Bruder Studio
den Fußboden. „Hier, schönes Kind.“

Das schöne Kind zieht geschmeichelt den breiten Mund

zum Lachen. Wenn man den Bierzigen näher ist als den Dreißigen, ist das immerhin ein netter Ausdruck.

Weit schlimmer für den übermütigen Nachtzecher ist der Ausgang des letzten Streiches. In gehobener Stimmung wandern vier Studenten in grauender Morgenstunde am Schimbach vorbei. Es ist das ein unterirdisch strömendes, silberklares Bächlein, das in der Stadt in mehreren steingefasteten Wasserbecken zu Tage tritt.

„Aus diesem Brunnen“, spricht einer der Jünglinge „füllte Gustav Adolf einst seinen Becher.“

„So will ich darin baden,“ verkündet stolz der zweite.

Vergebens warnen die Freunde. Unser Student taucht in der morgenstillen Stadt seine Glieder in das murmelnde Gewässer. Als er frostklappernd heraussteigt, sind die Kameraden fort. Mit ihnen jede Spur eines Kleidungsstücks.

Der Übeltäter steht verdukt. Ein kurzes Bad nehmen ist ein Scherz. Aber im Zustand gänzlicher Kleiderlosigkeit durch die Straßen gehen und Einlaß im Hotel verlangen, streift nah an Unfug. Das darf ein Student selbst nach froh durchzechter Nacht nicht.

Er wartet! Die „infamen Kerle“ müssen seine bejammernswerte Lage erfassen und zurückkommen. Aber sie lassen es bleiben. Es kommt vor, daß das Vorstellungsvermögen nach solcher Nacht einigermaßen getrübt ist.

Da! Hat ein Fenster geklirrt?

Die Zeit ist da, wo die Bürger einer Kleinstadt erwachen.

Bruder Studio springt über die Straße. Die erste, beste Haustür öffnet er kühn und versteckt sich unter der Treppe. Es dauert nicht lange, so dreht sich oben ein

Schlüssel. Das erschreckte Dienstmädchen hört eine flehende Stimme aus der Unterwelt. Sie bittet „jemand“ zu rufen. Wenn möglich, den Sohn des Hauses.

Der ist nicht daheim.

Den Hausherrn!

Er schläft seit Jahren auf dem Kirchhof.

Dann die gnädige Frau!

Das Mädchen verschwindet. Na ja, es ist Kommerz! die Hausfrau meldet sich.

„Edel denkende Bewohnerin dieses Hauses“, tönt es höflich, „hast du Söhne unter den Studenten?“

„Zwei!“ ist die Antwort.

„So versetze dich in einen von ihnen, wie er nach nächtlichem Bad von verräterischen Freunden seiner Kleider beraubt unter einer fremden Treppe sitzt, ohne Möglichkeit, den Weg ins bürgerliche Dasein zurückzufinden.“

Eine halbe Stunde später schlüpft ein Jüngling aus der Tür. Aus zu kurzen Ärmeln ragen lange Arme. Die Hosen reichen über die halbe Wade. Er geht, wie geheßt! Mag und Moriz wehe euch!

Den Tag nach dem Kommerz herrscht Ruhe in der Stadt. Vereinzelt tauchen bunte Müzen auf. Die Gesichter darunter sind von eigentümlicher Färbung. Wie vom Mondlicht beschienen. Das Katerfrühstück sammelt die Zerstreuten. Der nächste Tag zählt wieder.

Als meine Mutter den Kaffee in das Haus gegenüber schickt, umlegen wir das Gebäck fein säuberlich mit Feuerlilien.

Als die Studenten nachher zum Mittag erscheinen, tragen sie jeder eine Lilie im Knopfloch.

Bei Tisch und nachher auf der Veranda geht es munter her. Eine Ausfahrt wird beschlossen. Schnell ein Notizbuch, eine Bleifeder zur Hand. Wir kritzeln die Namen, die Adressen der aufzufordernden jungen Mädchen. „Sind sie nett?“ lautet bei jeder die Frage. „Reizend!“ „Die wird geholt.“ Als wir bei einem Namen stumm den Kopf schütteln, macht der Impresario ein Kreuz daneben. „Wenn du sie aus Vergeßlichkeit übersiehst, Fuchs, tut es nichts“, lautet die Weisung.

Der Fuchs stürzt fort.

Eine Stunde später halten drei Bierspänner vor der Thür. Die jungen Mädchen der Stadt sitzen darin. Wir verteilen uns dazu.

„Eine Ehrendame!“ schallt der Schreckensruf. „Ein Königreich für eine Ehrendame!“

„Großmama, du kommst eben recht.“ Meine Großmutter, eine lebensfrohe alte Dame, steigt zufällig die Treppe nach oben. Mein Bruder reicht ihr den Arm.

„Ihr scherzt, Kinder! Ich habe meine alte Haube auf.“

Die Einwendung vers schlägt nicht. Über der alten Haube sitzt der neue Hut. Die alte Dame wird mit äußerster Liebenswürdigkeit umgedreht und steigt in den ersten Wagen.

„Habt ihr Kuchen besorgt?“ fliegt die Frage.

„Alles, was der Konditor hatte, ist mit.“

„Und sonst was Süßes?“

„Jeder Wagen hat eine Tüte.“

„Na, denn kann es losgehen!“

Wir fahren die breite Straße aufs Land hinaus. Drei Wagen hintereinander. Auf jedem Boock sitzt ein Fuchs

mit der Fahne, die flattert lustig im Winde. Es wird gesungen. Ein aufrecht stehender Student schlägt den Takt. Bonbons fliegen hinüber und herüber. Wir plaudern, jubeln, lachen. Unsere Ehrendame sieht mit glücklichem Gesicht von einem zum andern.

Unser Ziel ist ein Gut unweit der Stadt. Es soll leer sein. Wir werden es Heuschrecken gleich überfallen, den Park als Lagerplatz benutzen, im Hause tanzen. Singend fahren wir vors Haus. Ein Student läuft hinein. Sein Blick fällt auf Mäntel, Mützen, Schirme. Ein Kind steht entgeistert in der Thür.

Entsetzt macht der Student kehrt! Wie der Blitz schießt er hinaus. „Fort!“ schreit er, mit den Armen winkend, „fort! Das Haus ist bewohnt. Eine Unmenge Menschen, Kinder nicht zu zählen.“

Als die erstaunten Bewohner aus dem Hause treten, biegen wir eben um die Ecke. Eine Staubwolke verbirgt uns. „Wohin nun?“

„An den See,“ ruft eine Stimme, „da ist es wunderhübsch.“

Im Tannenwalde am See werden Decken ausgebreitet, ein Lagerplatz geschaffen. Scherz und Spiele, Gesang und Kuchen wechseln miteinander.

Es ist Abend, als wir zur Rückfahrt die Na erreichen. Die Fähre, in Livland Prahm genannt, setzt den ersten Wagen, die vollzählige Gesellschaft, über. Während sie nach den andern Wagen umkehrt, tanzen wir auf dem flachen Uferplatz. Eine Spieldose, wer weiß, wo aufgefunden,

zirpt die Musik. Ein dienstfertiger Student läuft zwischen den Tanzenden auf und ab und hält ihnen die Dose ans Ohr.

Mit Gesang fahren wir durch die Stadt. Die Damen werden abgesetzt. Unserer Ehrendame schallt ein dreifaches Hoch. Die Ausfahrt ist zu Ende. —

Studentenball! Du erwachst morgens mit dem Gefühl einer noch nie dagewesenen Vollkommenheit. Du bist mit dir und der Welt zufrieden, was sich in einer gleichmäßigen Heiterkeit allen gegenüber, von der Großmutter bis zur Hauskate, äußert. So geht es allen glücklichen Menschen.

Der Tag schreitet vor. Kleine Sorgen steigen am Horizont. Sie ballen sich zu Wolken. Ist es möglich, daß der Morgen nur blauen Himmel sah?

Am Nachmittag verbreitet sich die Nachricht, daß die meisten Studenten fortfahren. Ja, die meisten, es ist so gut als wären es alle. Sie müssen unbedingt fort.

Ein Schrei der Enttäuschung! Wir stürzen zu meinem Bruder. Er soll zur Bahn. Er soll sie unter jeder Bedingung halten.

Auf dem Bahnhof spielen sich Szenen ab. Tragik und Komik greifen bunt durcheinander. Die zu bleiben entschlossenen werfen sich mit allen Künsten der Überredung auf die, die abzureisen gewillt sind. Kameradschaft wird angerufen, Freundschaft. Schließlich bleiben alle. Der Letzte wird aus dem Abteil getragen.

Am fünf — der Ball beginnt um neun — ziehen wir uns zurück.

„Sagt bloß, was wollt ihr machen?“ fragt meine Mutter.

„Wir müssen uns beruhigen. Ein Ball ist kein Raffe.“

Um acht tauchen wir auf. Das Abendbrot lockt uns nicht. Wir schauen erregt nach den „Fuhrleuten“ aus, ob sie präzise kommen. Als sie vorzeitig erscheinen, fahren wir, zitternd vor Erwartung, ab. Die Beruhigung hat nicht lange vorgehalten.

Das Damenzimmer nimmt uns auf. Einen Augenblick öffnet sich die Tür zur Herrengarderobe. Es blüht von bunten Deckeln. Sie sind also wirklich da, die Studenten.

Die Mütter, die Ehrendamen, sammeln ihre Röchlein.

„Sitzt meine Haube recht?“ Prüfend mustern sie uns. Wir stehen wie aus Stein gehauen. „So kommt.“

Wir treten in den Saal. Die Lampen brennen blaß. Überall drängt sich das Tageslicht durch die herabgelassenen Vorhänge. Die Wände sind reich geschmückt mit Wappen, Fahnen, Girlanden. Alles erfassen wir im Augenblick.

Sehen tun wir allein die dichte schwarze Mauer an der Tür, aus der die bunten Deckel leuchten.

Es sammelt sich im Saal. In Gruppen stehen die Besucher. Ein Begrüßen, ein Sichvorstellen geht hin und her. Allmählich klärt sich das Bild. Die Alten, die Ge-
reisten setzen sich. Vereinsamt bleibt die Jugend.

Und dann setzt der erste Walzer ein. Die schwarze Mauer wird lebendig. Sie zerfällt in unzählige, sich vorwärts schiebende Bestandteile. Der Ball beginnt.

Oder ist das Wort „Ball“ zu schwer, zu prunkend, um es hier zu brauchen? Unsere kleine Stadt hat dafür den Namen „Kränzchen“ gewählt. Wir kennen einander alle. Wie Glieder einer Familie bewegen wir uns, tanzen, plaudern, scherzen. Wir sind von Herzen vergnügt, von

überschäumender Jugendlust beseelt. In den Pausen mischen sich jung und alt. Es wogt durch den Saal, drängt hinaus auf die Veranda. Bei den ersten Klängen der wieder-einsetzenden Musik strömt es zurück, unerschöpft, unermüdet.

Heller, strahlender Morgen ist es, als der Ball schließt.

Zur Erholung haben wir uns bunt durcheinander in den Saal gesetzt. Die Musik spielt sanfte, zarte Weisen. Der bunte, sprühende Scherz ist verraucht. Wir plaudern halblaut. Eine schwermütige Müdigkeit liegt über dem sonnenbeschienenen Saal, den schweigsam gewordenen Müttern, der weich dahindämmernden Jugend.

Dann ist Aufbruch, allgemeine Auflösung.

Vor der Tür halten die kleinen Droschken der Fuhrleute.

Wir verschmähen sie. Den Mantel togaartig um das helle Kleid geschlungen, gehen wir durch die morgenleeren Straßen dem Hause zu. — Es ist wenige Stunden später. Der Traum hält uns umfangen. Er täuscht uns einen Saal vor, tanzende Paare. Die Musik spielt. Aber es ist kein Tanz. Weich klingt die Melodie, fast traurig.

„Ein Ständchen!“

Wer hat es gerufen? Wir schrecken auf! Der Saal ist fort und die Tanzenden. Die Musik ist Wirklichkeit. Aus dem Nebenzimmer öffnet sich eine Tür. „Bist du wach? Horch, wie hübsch. Das ist der Walzer, den wir gestern tanzten.“

Wir schütteln den Traum von uns. Wir lauschen.

Wem das Ständchen unter so viel klopfenden Herzen gilt, wer sagt es?

Der Kommerz ist aus.

Diesmal reißen keine eifrigen Landsleute die buntbemühten Jünglinge aus dem Wagen. Der Zug entführt sie. Dem letzten farbigen Deckel folgt das Auge wie der letzten Schwalbe im Herbst, wehmütig, entsagungsvoll; der Sommer ist gewesen.

Wenden legt sein Feierkleid ab. Still, fast menschenleer schlafen die Straßen in der brennenden Junisonne.

Wie ein lange nachschwingender Ton hängt die Erinnerung in der Luft.





25. Unser Sonnabend.

Eine kleine Stadt sah uns in ihren Mauern aufwachsen. Damals gingen wir aneinander vorüber. Dann begegneten wir uns in einem großen Kreis junger Mädchen. Wir machten Bekanntschaft. Mit den Jahren bröckelte eine nach der andern ab. Sie zogen nach Nord, nach Süd, nach West. Sie tauchten in der Welt unter. Wir blieben zurück. Unmerklich fast kamen wir uns nah und näher, schlossen uns zusammen.

Wir sind fünf. Jede hat ihr Leben für sich, sei es in der Familie, sei es als selbständig schaffender Mensch. Alle Sonnabend finden wir uns, in jedem Haus abwechselnd der Reihe nach. Es ist unser Sonnabend. Ungern verrücken wir ihn. Wohl bleibt eine oder die andre weg. Eine Reise unterbricht den regelmäßigen Gang, der Sommer zerstreut uns. Aber der Herbst ruft uns zusammen. Die Zeit ist nicht fern, da feiert unser Sonnabend sein Jubiläum.

Um fünf kommen wir. Nie trennen wir uns vor Mitternacht. Eine nach der andern tritt in die Tür. Wenn sie zufällt, ist es, als ließen wir draußen etwas Unliebsames.

Es sind die täglichen stehenden Sorgen, es ist das Leid. Alle fünf stehen wir im Leben. Ist es wohl möglich, daß das Leben eine von uns ohne Leid lieh?

Wir sammeln uns um den Kaffeetisch. Noch sind die Gesichter, wie der Alltag sie stempelt: etwas zerstreut, nicht ganz bei der Sache. Jede trägt das Reibende, Nagende eines geschäftigen Tages mit sich. Aber es hebt, es klärt sich. Könnte es an solch einem Tisch anders sein! Jede hat ihren Platz. Alle die heiteren, sorglosen Stunden, die mit uns zu Tisch saßen sind mit dabei. Jede findet ihre Tasse, begrüßt die alte blanke Kaffeekanne wie einen lieben alten Diensthoten: „Noch immer zu Gang, wie? Und so sauber blickst du! Wirklich, du wurdest jünger seit dem letzten Male.“ Wir tauen auf. Die Blumen auf dem Tisch sind mit Sorgfalt ausgesucht. Eine Überraschung gibt es jedesmal. Die Eitelkeit steht nicht Gebatter dabei. Nur die sorgende, denkende Liebe. Die Herzenslast löst sich. Eine hatte einen kränkenden Brief, die zweite Unannehmlichkeiten im Beruf, die dritte Diensthotennot.

Aber siehe da! Sowie die Sorge auftaucht, greifen die andern vier zu. Sie beleuchten, zerpfücken sie. Ein heiterer Wisz entfesselt das Lachen. Unsere Rümmernisse zerflattern, wie der Nebel, dem die Sonne hell ins Antlitz blickt. Es ist keine Last mehr. Fünf Schultern schieben sich darunter.

Rehren wir jetzt ins Wohnzimmer zurück, sind wir schon nicht mehr die unfrohen Menschen von vorhin. Wir

haben abgelegt, wie man die häßlichen Hüllen im Vorzimmer läßt und strahlend in den erleuchteten Raum geht.

Interessiert sehen wir um uns! Unsere heutige Gastgeberin bewohnt ein eigenes Haus. Es ist altmodisch mit niedrigen Stuben, der Hausrat aus Großväterzeiten. Sie hat ihn mit künstlerischem Sinn zur Geltung gebracht. Jedesmal finden wir einen neuen Schmuck, an dem wir uns freuen: einen seltenen Stich, eine schön geformte Vase, ein eigen gebundenes Buch. Wir tauschen unsern Geschmack aus. Wir sprechen von eignen Erwerbungen. Wer in der weltfernen, kleinen Stadt nicht selbst für Freuden sorgt, Freuden, die man im Herzen mit sich trägt, der bleibt leicht ohne sie.

Unsere Freundin geht uns voran in den Garten. Sie hat eine eigne Art, uns Dinge zu zeigen. Indem sie sie faßt, streichelt sie daran. Ihre Bücher, Büsten und Bilder gehören zu ihr. Indem sie uns daran teilnehmen läßt, gibt sie sich selbst.

Der Garten ist groß und alt. Sie läßt den Büschen, den Bäumen ihren Charakter. Sie vertieft ihn. Langsam, fast romantisch berührt gehen wir durch die Gänge. Wir würden uns nicht arg wundern, säße auf der weißen Bank unter der alten Kastanie eine weißgepuderte Großmutter mit Strickbeutel und Riechfläschchen.

Vor dem üppigen Tulpenbeet stehen wir. Es ist eine Pracht. Wie steife Kerzen ragen sie auf. Sie sind jung! Sie sind neu. Aber ihre steife Würde paßt zu den Büschen, von denen unsere Ahnen Blüten pflückten.

Plaudernd kehren wir ins Haus zurück. Wir schieben

unsere Stühle um den runden Tisch. Arbeiten knistern hervor, werden besprochen, bewundert.

Wir lesen zusammen. Eine Lektüre, die durch Wochen, ja, durch den ganzen Winter geht. Dickens mit seiner ganzen Gründlichkeit, seinem köstlichen Humor, seinem nie erreichten Gemüt haben wir genossen. Wir haben die Gestalten kennen gelernt, wir lieben, wir verabscheuen sie. Zur Abwechslung nehmen wir Modernes. Aber es paßt nicht in unsern Kreis. Müßige Stunden verplaudern, das tut das moderne Buch. Auf Wochen fesseln, ein Freund fürs Leben bleiben, das ist ihm nicht beschieden.

Daß unser Lesen nicht eintönig wird, dafür sorgt eine von uns. Unsere Jüngste, das Kind! Sie hat einen treffenden Witz. Sobald es ihr passend scheint, erregt sie Lachsalven.

Um acht rüsten wir uns zum Abendbrot. Der Hunger meldet sich. Die Gedanken finden sich ins Leben zurück. Eine leichte Spannung hat uns erfaßt. Hat doch jedes Haus den Ehrgeiz, zum Sonnabend einen guten Bissen für den Tisch zu beschaffen. Die Gäste bringen stets reges Interesse, den denkbar besten Appetit mit.

Die Tafelrunde ist zwanglos. Die Gemütlichkeit sitzt obenan.

Wenn wir jetzt ins Wohnzimmer kommen wird, sozusagen ausgespannt. Das tägliche Leben kommt zur Sprache. Dann lesen wir wieder, aufmerksam, angestrengt. Will das Plaudern überhand nehmen, führt unsere Vorleserin uns mit sanfter Hand zurück, bis sie das Buch schließt.

Der Abend ist vorgerückt. Ein Genuß steht uns bevor. Unsere Freundin ist Sängerin. Sie wird uns singen. Die Vorbereitungen werden eifertig getroffen. Am Flügel erstrahlen Lichte. Dafür verlöscht die Lampe. Wir brauchen ihren grellen Schein nicht. In dem traulichen Dämmer schaffen wir uns Schlupfwinkel. Eine wählt den Großvaterstuhl hinter der Thür, die zweite das Sofa, die dritte den Korbsessel. Nur recht verborgen, nur recht bequem. Und dann lauschen wir, lautlos, atemlos unserer Sängerin. Ihre dunkle Stimme ist wie eine streichelnde Hand. Sie glättet die Stirnfalten, kühlt das brennende Herz. Und kommt das Leid ungebeten und hat seinen Platz unter uns, was tut es! Wir sind fünf, die wir gemeinsam tragen, ohne Worte, bloß mit dem Druck der Hand, dem linden Schweigen echter Teilnahme.

Ist der Gesang zu Ende, behalten wir unsere Plätze. Aus dem Dunkel tauschen wir unsere Gedanken. Die Bilder alter Zeiten schauen von der Wand in unsern Kreis.

Sind wir uns bewußt, wie eng er ist, wie selten, wie unerseßlich kostbar?

Dann brechen wir auf. Es schlägt eins.

Leise, um niemand zu stören, hüllen wir uns in Mäntel. Ein gedämpftes „auf Wiedersehen!“ Lautlos schlüpfen wir auf die Straße.

Der Mond scheint. Kein Schritt tönt die Gasse entlang. Die kleine Stadt schläft lange.

An der Straßenecke halten wir. Wir sind fröhlich, aufgeräumt. Am liebsten trennten wir uns nicht. Aber

die Vernunft siegt. Ein kräftiges Händeschütteln! Da
eilen wir dahin. Noch eben fünf. Nun einsam.
Die nächtliche Furcht beschleunigt den Schritt.
Da ist das Haus! Der Schlüssel knarrt.
Nach einer Woche ist wieder Sonnabend.



Vortreffliche Jugendschriften von
Eva Gaetgens
aus dem Verlage der Agentur des Rauhen Hauses Hamburg.

In 10. Auflage erschien:

Auf Großmutter's Landgut

Eine Erzählung für kleine Leute

von

Eva Gaetgens

In hübschem Einband mit Bildern von E. Voigt.
Preis M. 4.—.

Ein Kinderbuch (für 7 bis 12 jährige), in dem sich nichts Gemachtes, Süßliches, Sentimentales findet, sondern wirkliches, gesundes Kinderleben voll sprudelnder Lebenslust. Ein hübsches Weihnachtsbuch! (Der Lehrerbote, Württemberg.)

In 10. Auflage erschien:

Winterleben auf Großmutter's Landgut

Eine Erzählung für kleine Leute

von

Eva Gaetgens

In hübschem Einband mit Bildern von E. Voigt.
Preis M. 4.—.

Dieses Buch möchten wir für eins der wenigen halten, die echten und gesunden Kindern etwa bis zum 12. Jahre unbedingt in die Hand gegeben werden können. Die Schilderungen sind so einfach und doch mit solch sorgfältiger Liebe ausgeführt, daß Erwachsene wieder Kinder werden können bei der Lektüre. (Frankfurter Warte.)

Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

In 3. Auflage:

Tante Adas Pflegekinder

Eine Erzählung für kleine Leute

von

Eva Gaehgens

In sehr hübschem Einband und mit Bildern von Elisabeth Voigt.
Preis M. 3.60.

Eva Gaehgens hat eine köstliche Art, Kindern Geschichten zu erzählen. In abwechslungsreichen Bildern zieht am Auge vorüber, was sechs Geschwister während eines Sommers unter Aufsicht ihrer Tante auf dem elterlichen Gute erleben. Es sind Bilder voll Licht und Sonne, voll Lust und Liebe, die auch das Leid verklärt. (Kirchl. Gemeindebl. Greiz.)

In 7. Auflage:

Kleine Hamburger daheim

Eine Erzählung für kleine Leute

von

Eva Gaehgens

In prächtigem Einband mit Buchschmuck von Elisabeth Voigt.
Preis M. 4.—.

Ein prächtiges Kinderbuch, in „Averdieckcher“ Art geschrieben, das nicht nur „kleine Leute“, sondern auch Erwachsene interessieren und erfreuen wird. In anschaulicher Weise gibt es uns ein abwechslungsreiches Bild vom Hamburger Großstadtleben, an dem die „Kleinen Hamburger“ unter der verständigen Leitung der weitgereisten Tante Hedchen teilnehmen. Dabei sind es keine Musterkinder, die wir da kennenlernen, sondern das eine ist empfindlich, das andere trotzig, ein drittes unbeständig, aber gerade dadurch wird das Buch auf unsere Kleinen Eindruck machen und sie innerlich beschäftigen. (Bausteine.)

Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

In 3. Auflage:

Dita Frohmüt und ihre Geschwister.

Was sie im Kriege erlebten. Kleinen Leuten erzählt
von Eva Gahtgens.

In hübschem Einband mit Bildschmuck von E. Voigt. M. 3.60.

In sonnige Ferientage auf Föhr schlägt wie ein Blitz die Kunde vom Ausbruch des Weltkrieges. Der kleinen munteren Gesellschaft, die wir aus den „Kleinen Hamburgern dahel“ bereits kennen, ergeht es, wie es uns allen erging, die wir jene große Zeit miterlebten: sie weinte und lachte, jubelte und bangte, als die Siegesnachrichten kamen, als der große Bruder auszog, als all' die großen Ereignisse die Herzen bewegten, die das erste Kriegsjahr uns brachte. Wie die vielgeliebte Kindertante all dies Erleben der kleinen Schar aber erzählt, wird jugendliche Leser in helle Begeisterung versetzen.

Neu erschienen:

Deutsches Blut.

Eine Geschichte aus dem Herzen Deutschlands
von August Bomhard.

220 Seiten. Hübsch gebunden. M. 4.80.

Ein deutscher Gelehrter, der in Welschland Glauben, Hoffnung und Liebe verloren hat und an sich selbst irre geworden ist, kehrt in die Heimat zurück. In Erfurt, von wo er einst ausgezogen war, wird er alsbald wieder in die wissenschaftlichen und vaterländischen Bestrebungen seiner alten Freunde, der Humanisten, hineingezogen. Durch Luther, der am weißen Sonntag 1521 auf der Durchreise nach Worms in Erfurt predigt, wird er aus seiner Theorie zu kühner Tat hingerissen, aber sein edler Eifer um die Wahrheit und Freiheit stiftet Aufruhr und Verderben, bis er, wund und stech an Herz und Seele, des Reformators wahre Absichten erkennt und dadurch die rechte Stellung zu dem Problem der Freiheit findet. Die Erzählung will zeigen, wie die beiden mächtigen geistigen Bewegungen jener Zeit, Humanismus und Reformation, die eine zeitlang aufs engste verbündet erschienen, durch die Tragik des Schicksals auseinandergerissen wurden, jedoch nicht, ohne daß die letztere eine nachhaltige Befruchtung durch die erstere mit auf ihren weiteren Weg nehmen durfte.

Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

Runa (Elisabeth Beskow).

Von dieser Verfasserin erschien:

Seiner Mutter Gott. Eine Erzählung. 300 Seiten 8^o.
Fein gebunden Mf. 6.—.

Wie in allen Erzählungen der vielgelesenen Dichterin, so webt auch in diesem neuen Buche jene reine, erquickende Nordlandsluft, die uns die stillen, tiefen Dichtungen Runas so anziehend macht. Mit ihrem rein innerlichen Geschehen wirkt diese Erzählung wie eine Wohlthat in einer Zeit, wo um uns her und auch in so vielen Büchern Granaten krachen und tausend Wunden bluten.

Eine Tonschöpfung. Eine Erzählung aus dem Schwedischen. 192 Seiten. Gebunden Mf. 3.60.

Wildvogel. Eine Erzählung aus dem Schwedischen. 300 Seiten. Gebunden Mf. 4.80.

Der alte Pfarrer zu Hornsjö und andere Erzählungen aus dem Schwedischen. 193 Seiten. Gebunden Mf. 3.60.

Im Hinblick auf das Unsichtbare. Eine Erzählung aus dem Schwedischen. 308 Seiten. Gebunden Mf. 4.80.

Wiewohl er gestorben ist. Eine Erzählung aus dem Schwedischen. 362 Seiten. Gebunden Mf. 4.80.

Ein tönendes Erz. Eine Erzählung aus dem Schwedischen. 365 Seiten. Gebunden Mf. 4.80.

Suchende Liebe. Eine Erzählung aus dem Schwedischen. 298 Seiten. Gebunden Mf. 4.80.

Bruderliebe. Eine Erzählung aus dem Schwedischen. 332 Seiten. Gebunden Mf. 6.—.

Aus dem Staube empor. Eine Erzählung aus dem Schwedischen. 310 Seiten. Gebunden Mf. 6.—.

Die Nachbarn von Westenfors. Eine Erzählung aus dem Schwedischen. 300 Seiten. Gebunden Mf. 6.—.